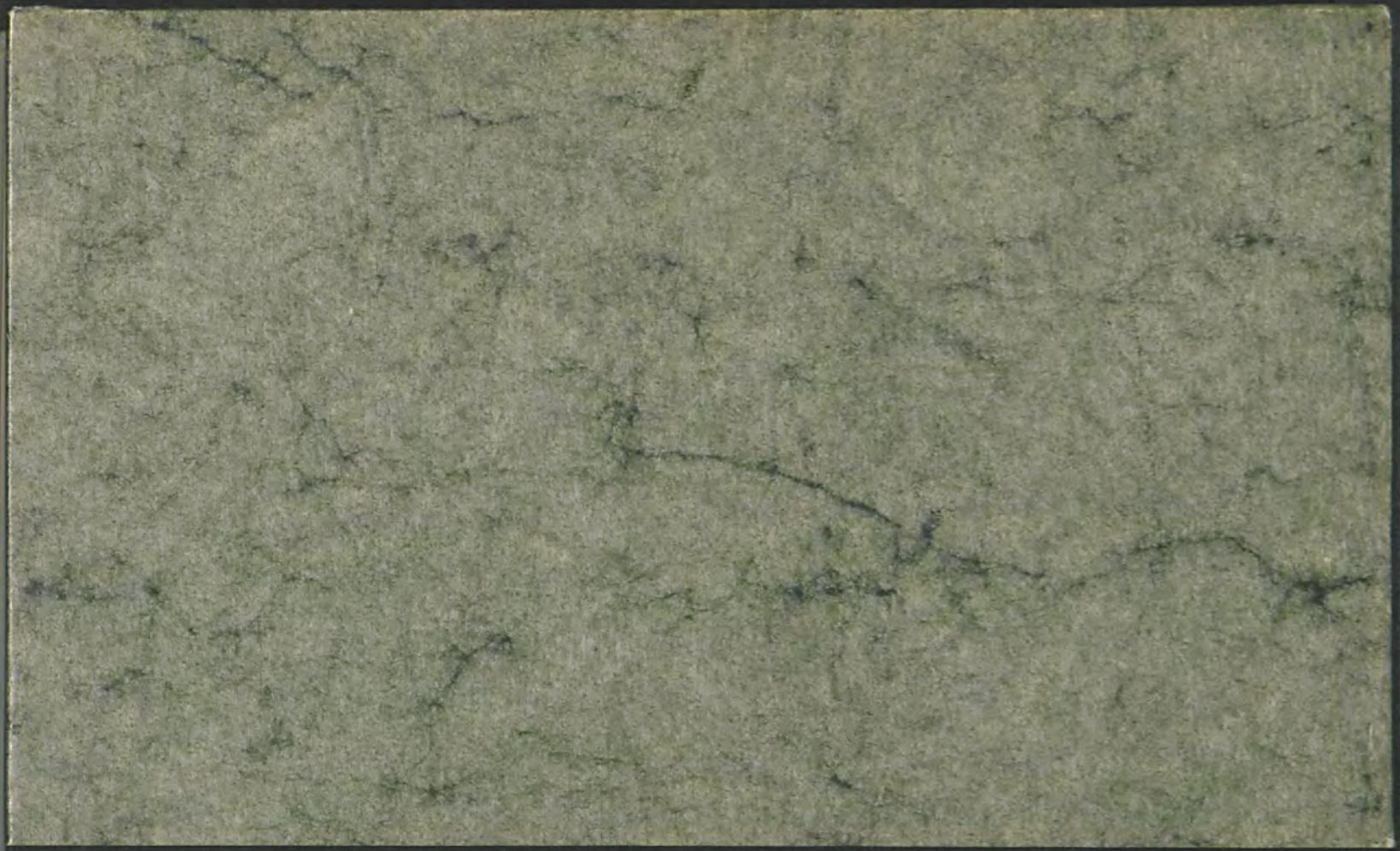

C1 B1 A1 C2 B2 A2 B5 A5 20 18 17 16 11
Patch Reference numbers on UTT
Image Engineering Scan Reference Chart TE263 Serial No.
10 09 03 02 01 C7 B7 A7 C8 B8 A8 C9 B9
the scale towards document

Id-
1
4

Kd

CHRISTIANEUM

MITTEILUNGSBLATT DES VEREINS DER FREUNDE DES CHRISTIANEUMS IN VERBINDUNG MIT DER VEREINIGUNG EHEM. CHRISTIANEER

7. JAHRGANG - HEFT 1 - APRIL 1951

IN MEMORIAM

Am 6. Januar 1951 starb Oberschulrat Heinz Schröder. Der Direktor gedachte seiner in einer Ansprache vor der Schulgemeinde.

Liebe Christianeer!

Ich habe Euch hier heute morgen zusammengerufen, um Euch von einem erschütternden Geschehen Kunde zu geben: Am Sonnabendmittag ist unser Oberschulrat Heinz Schröder ganz plötzlich an einem Herzschlag gestorben.

Als mich am Sonnabendvormittag seine Bitte erreichte, ihn in der nächsten Zeit bei der Abnahme der altsprachlichen wissenschaftlichen Prüfungen zu vertreten, da sagte ich mir wohl, daß schon eine ernste Erkrankung vorliegen müsse; aber wer konnte ahnen, daß der Tod den Nimmermüden bereits gezeichnet hatte und in wenigen Stunden dem Leben des noch so Schaffensfrohen ein Ziel setzen würde.

Der Entschlafene war ein begnadeter Lehrer und Jugenderzieher, der ergriffen war von der Schönheit seines Berufes und erfüllt von einer rastlosen Hingabe an das Amt, zu dem er sich berufen fühlte.

Als Sohn eines evangelischen Pfarrhauses, das dem deutschen Volke ja so viele wertvolle Söhne geschenkt hat, wurde er in festem Gottesglauben und echter christlicher Gesinnung erzogen.

Den Grund zu seiner tiefen humanistischen Bildung legte er in der alten Klosterschule zu Schulpforta, wo er vor allem mit der anderen großen Bildungsmacht des Abendlandes, mit der griechisch-römischen Antike, innigst vertraut wurde. Golgatha, die Akropolis und das Capitol sind die 3 Hügel gewesen, die seinem Leben Halt und Inhalt gegeben haben.

Als junger Lehrer voller Ideale trat er Ostern 1923 in den Lehrkörper des Christianeums ein und hat hier 22 Jahre lang eine segensreiche Tätigkeit entfaltet. Die älteren von Euch, ganz besonders aber die vorjährigen Abiturienten, die letzte Klasse, die er noch als Ordinarius geführt hat, haben mir immer wieder mit leuchtenden Augen von der Frische und Lebendigkeit seines Unterrichts erzählt, wie er es verstanden habe, sie nicht bloß vorzüglich in die alten Sprachen einzuführen, sondern ihnen auch den Geist der Antike lebendig zu machen und im Geschichtsunterricht sie zu begeistern und in ihnen das Verständnis für die Aufgaben der Gegenwart zu wecken.

Vor allem war er kein bloßer Stundengeber, der mit dem Ende des Unterrichts seine Aufgabe erfüllt sah. Von echtem pädagogischen Eros getrieben, lebte er mit seinen Schülern; er verstand alles, was sie bewegte. So war es kein Wunder, daß er ihre Herzen im Fluge gewann. Ich weiß noch, als ich ihn um Urlaub bat, um mit 100 Christianeern nach Puan Klent zu gehen, wie er mir zuredete, daß ich dieses Ferienheim unbedingt aus eigener Anschauung kennenlernen müsse, und erinnere mich noch, mit welcher Begeisterung er von seinem Aufenthalt dort sprach und von einem einzig schönen Erlebnis erzählte, wie er mit seinen Jungen eine wundervolle Inselwanderung um Hörnum herum bei Mondschein in sternfunkelnder Nacht entlang am Strande des unendlichen rauschenden Meeres gemacht habe.

Als dann das Jahr 1945 kam und man den Opferbereiten als Oberschulrat in die Schulverwaltung rief, gab es einen Riß, den der seinem eigentlichen Lebenselement Entrückte niemals ganz überwunden hat. Gewiß konnte er jetzt an verantwortungsvollster Stelle wertvolle Arbeit bei dem Neubau des Hamburger Schulwesens leisten; aber ihm fehlte die unmittelbare Berührung mit der Jugend. Oft suchte er sich mit Gewalt frei zu machen und kam dann am liebsten an sein Christianeum, dem er bis zuletzt in treuer Anhänglichkeit verbunden blieb. Dann ging wohl die Leidenschaft des Pädagogen mit ihm durch, und hielt es ihn nicht beim bloßen Zuhören; er griff selbst in den Unterricht ein, um mit seiner geliebten Jugend wieder unmittelbar Fühlung zu nehmen oder vielleicht auch einem Anfänger durch sein Beispiel aus der Fülle seiner Erfahrung zu geben.

Jedoch die Besuche wurde seltener; die Last der Arbeit wuchs immer mehr. Ihr war schließlich selbst ein Mann von solchem Fleiß, von solcher Schaffenskraft und Schaffensfreude, wie er sie besaß, nicht gewachsen. Buchstäblich unter dem Druck dieser Arbeit hat sein Herz zu schlagen aufgehört.

Und wir stehen hier heute, um den begeisterten und begeisternden Lehrer und Jugenderzieher, den von rastloser Hingabe an seine Ideale erfüllten Oberschulrat zu ehren. Wir können es nicht besser tun, als indem wir, durch seinen jähen Tode gemahnt, still und besinnlich an unsere Arbeit gehen und in Treue stets dieses Mannes gedenken, der sich ganz gab und sich zu früh verzehrte, den das Christianeum immer in Dankbarkeit und Verehrung als einen der Seinen betrauern wird.

AUS DEM LEBEN DER SCHULE

Erwähnenswertes aus der Berichtszeit

Am 15. Dezember 1950 fand in der Aula des Christianeums eine würdige Bach-Gedenkfeier statt, in deren Mittelpunkt die Ansprache des Koll. Dr. Feldmann stand.

Am 20. Dezember eine gemeinsame Weihnachtsfeier, für deren schönes Gelingen Koll. Dr. Ibel verantwortlich zeichnete.

Der 8. Januar 1951 sah die Schulgemeinde vereinigt zu einer Trauerandacht für den verstorbenen Oberschulrat Schröder.

Vom 12. bis 14. fand die mündliche Reifeprüfung unter dem Vorsitz des zum Prüfungskommissar ernannten Direktors statt. Folgende 32 Abiturienten bestanden die Prüfung:

	Erwählter Beruf:
Born, Hans	Studienrat
Börner, Dirk	Kaufmann
Benad, Horst	Drucker
Borgschulte, Dieter	Maschinenbau-Ingenieur
Donandt, Götz	Studienrat
Dose, Norbert	Verwaltungsbeamter
Fink, Harro	Arzt
Franck, Udo	Jurist
Hansen, Hans-Hellmuth	Kaufmann
Hanssen, Detlef	Kaufmann
Hardt, Uwe	Bankbeamter
Heile, Gerd	Verlagskaufmann
Hollmann, Carlheinz	Kaufmann
Kaufmann, Heinzjürgen	Saatzüchter
Kieksee, Uwe	Ingenieur
Körte, Johann-Friedrich	Kaufmann
Kretschmar, Wolfram	Zoologe
Lange-Brock, Thomas	Arzt
Müller, Gerd	Zahnarzt
Neuhaus, Harald	Jurist
Onasch, Hans-Jürgen	Physiker
Ramcke, Jörg	Kaufmann
Roscher, Klaus	Kaufmann
Rouvel, Diether	Volkswirt
Schmidt, Ulrich	Nervenarzt
Schmitz, Rüdiger	Maschinenbau-Ingenieur
Schneider, Olaf	Ingenieur
Schultz, Rüdiger	Jurist
Schüppel, Uwe	Arzt
Sieverts, Jan	Jurist
Stenzel, Joachim	Dekorateur
Wolf, Günter	Exportkaufmann

Darauf folgte am 3. März die Abiturienten-Entlassungsfeier, der Höhepunkt des Schuljahres im Leben einer wissenschaftlichen Oberschule, in der festlich geschmückten Aula. In der Feierstunde, die von musikalischen und deklamatorischen Darbietungen umrahmt wurde, sprach nach Abschiedsworten des Primaners Wolfgang Gripp an die Abiturienten Thomas Lange-Brock der Schule tiefempfundenen Dank aus. Der Direktor, der außer den zahlreich erschienenen Eltern der Abiturienten, die Mitglieder des Elternrates, die Vorsitzenden des Vereins der Freunde des Christianeums und der Vereinigung ehemaliger Christianeer, die Leiter der z. Z. das Schulgebäude mit uns teilenden Schleeschule und Volksschule, sowie die Emeriti der Kollegen mit ihrem Senior Prof. Holst an der Spitze begrüßen konnte, legte seiner Abschiedsrede an die Abiturienten die Mahnung Verg. Aen XII, 435 zugrunde: Disce, puer, virtutem ex me verumque laborem, fortunam ex aliis, und betrachtete vom humanistischen Standpunkt den Gehalt der anima Vergiliana für den heutigen Menschen.

Am 14. März wurde die neuerstellte Schulbühne mit Büchners Lustspiel Leonce und Lena eingeweiht. Das flotte Spiel aller Mitwirkenden unter der geschickten Regie von Koll. Paschen fand lebhaften Beifall und mußte am nächsten Abend vor ausverkauftem Hause wiederholt werden. Die Mittel für die Errichtung der Bühne hatte der Verein der Freunde des Christianeums, dem dafür auch an dieser Stelle herzlich gedankt sei, aus den Erträgen seines gelungenen Winterfestes gespendet.

Am 21. März fand das Schuljahr seinen Abschluß mit einer Schlußandacht, um deren musikalisches Programm sich besonders Koll. Borm verdient machte. Der

Direktor verabschiedete mit den besten Wünschen die Studienreferendare Bargstedt, Dr. Klemm und Tormin, die unsere Anstalt verlassen, um ihre Ausbildung an anderen Schulen fortzusetzen, und sprach dem in den Ruhestand tretenden Studienrat Dr. Rönn mit herzlichen Abschiedsworten den Dank der Behörde und insbesondere des Christianeums für die geleisteten Dienste aus.

Lange

Abschiedsworte des Abiturienten A 12g Thomas Lange-Brock.

Ich möchte zunächst euch, unseren ehemaligen Mitschülern, für eure Abschiedsworte danken. Zwischen vielen von euch und uns hat eine engere Verbindung bestanden, die sich jetzt weitgehend löst. Wir wünschen euch für eure weitere Schulzeit, daß ihr sie jetzt schon so ausgiebig und bewußt genießen und ausnutzen könnt, wie wir das in unserem letzten Schuljahr tun konnten, und daß ihr dann zum Schluß ebensoviel Glück habt wie wir und euch ebenso vollzählig hier zum Abschied versammeln könnt.

Für uns ist es eine besondere Freude, daß wir hier heute auf keinen von uns allen verzichten müssen, denn es besteht zwischen den Parallelklassen doch eine Verbundenheit, die mehr ist als ein nachbarliches Verhältnis, nämlich eine von keiner Rivalität und von keinem Dünkel irgendeiner Art getrübte Freundschaft. Deshalb glaube ich auch im Namen aller von uns zu sprechen, wenn ich jetzt der Schule danke für das, was sie uns gegeben hat.

Ich denke dabei nicht an den Umfang des in acht Jahren erworbenen Wissens, denn wir haben doch wohl alle eingesehen, daß die Schule uns mehr war als Vermittlerin bloßen Wissens. Erst kurz vor dem Abschluß unserer Schulzeit ist es uns bewußt geworden, daß wir als ein Ergebnis der jahrelangen Beschäftigung mit dem Unterrichtsstoff die Bereitschaft, ja vielleicht die Fähigkeit mitnehmen, selbständig weiterzuarbeiten, daß wir erzogen wurden zur wissenschaftlichen Denkmethode. Wenn auch vielleicht nicht alle von uns in diesem Sinne weiterarbeiten werden, den Sinn und den Nutzen dieser Übungen haben wir doch erkannt. Ich will damit nicht sagen, daß z. B. für uns das Gebiet der alten Sprachen keine weitere Bedeutung hatte als die eines Übungsplatzes für geistiges Training. Der Einblick in die Geisteswelt der Antike und die Erkenntnis ihrer Wirkungen auf unsere Zeit haben bei uns den tiefsten Eindruck hinterlassen. Darüber hinaus aber ergaben sich, angeregt durch den Unterrichtsstoff, Gespräche, die bald allgemeinere Themen zur Grundlage hatten. Wenn wir hier ganz unmittelbar am Wissen und an der Erfahrung unserer Lehrer teilnehmen durften, dann fühlten wir uns am meisten als Lernende, als Schüler. Diese Stunden haben uns am stärksten mit Dankbarkeit und Sympathie erfüllt, und wenn wir merkten, daß die Rückwirkung dieser Gespräche auf den Unterricht ein weiteres Eingehen auf die persönlichen Eigenheiten jedes einzelnen war, daß Aufgaben an uns, soweit das möglich war, so gestellt wurden, daß sie im Einklang standen mit unseren speziellen Neigungen, dann fühlten wir, daß wir nicht Schüler Nummer soundso waren, sondern daß wir als selbständige Glieder einer Gemeinschaft angehörten, in der die Persönlichkeit eines jeden geachtet war.

War hier eine festere persönliche Bindung vollzogen, so wurde die Bindung an die Schule als Ganzes verstärkt durch ein besonderes Ereignis: wir haben es als große Anerkennung empfunden, daß wir den ersten Schritt tun durften auf dem Wege, der zu einer Schülerselbstverwaltung führen soll. Wir haben gemerkt, wie vorteilhaft es für die Beziehung des Schülers zu seiner Schule ist, wenn aus seinem Kreise Anregungen aufgegriffen, diskutiert und vielleicht sogar verwirklicht werden, wenn er mithelfen kann an der Gestaltung des Schullebens. Die neue Einrichtung gab uns das Gefühl, in die Schulgemeinschaft eingeordnet zu sein und trotzdem eine gewisse Freiheit zu besitzen.

Schon vorher war dieses Gemeinschaftsgefühl empfunden worden und zur Auswirkung gekommen bei anderen Gelegenheiten, nämlich bei unseren wissenschaftlichen Arbeitsgemeinschaften und beim Turnunterricht, wo alle, ungeachtet ihrer körperlichen Fähigkeiten, in freier Arbeit die Aufgaben erfüllten, die sie sich selbst als das ihnen angemessene Ziel stellen konnten. Diese Stunden

freier, ungehinderter Bewegung im Wettkampf mit sich selbst, der ungezwungene, fröhliche Ton, der hier herrschte, waren mehr als ein Ausgleich für den Ernst, der naturgemäß unsere andere Arbeit bestimmte. Sie gaben uns neben körperlicher Freiheit und Gelöstheit das Gefühl der Zusammengehörigkeit innerhalb der Klassengemeinschaft und zwischen den Klassen.
Ich habe bisher Einzelheiten aufgezählt, die in unserem Schulleben Bedeutung hatten, die uns Freude gemacht und uns dauernd beeinflußt haben. Für alle diese Erlebnisse sind wir dankbar, nicht zuletzt auch für die größeren oder kleineren Mühen, die Organisation und Verwaltung erforderten. Vor allem aber fühlen wir uns aus ehrlicher Überzeugung, nicht nur, weil das bei einer Abschiedsfeier so üblich ist, zu Dank verpflichtet für etwas weit Allgemeineres. Das Wissen, die Fähigkeit, wissenschaftlich zu denken, die körperliche und geistige Freiheit, alle diese Einzelheiten dessen, was die Schule uns gegeben hat, machen in ihrem Zusammenwirken das aus, was uns das Ergebnis unserer Schulzeit zu sein scheint: Ein Gefühl der Sicherheit, das Bewußtsein, eine feste Grundlage zu besitzen, die uns die Zuversicht gibt und die Bereitschaft, die Aufgaben zu lösen, die in der Zukunft an uns gestellt werden. Wir sind uns dessen bewußt, daß wir an einem neuen Anfang stehen, daß wir noch nicht ausgelernt haben und noch nicht fertig sind. Trotzdem scheint es mir nicht überheblich zu sein, wenn ich sage, daß die Schule uns diese Sicherheit, diesen kleinen Anfang eines Selbstvertrauens gegeben hat, und ich glaube, daß es für eine Schule ein sehr schönes Ergebnis ist, wenn ihre Schüler mit der Überzeugung ins Leben hinausgehen, für das, was sie leisten sollen, gerüstet zu sein.

Ober-Studiendirektor Prof. Dr. Robert Grosse

Der frühere Direktor des Christianeums, Prof. Dr. Robert Grosse, beging am 25. Dezember 1950 seinen 70. Geburtstag.
Dr. Grosse wurde geboren in Hohenlimburg i. W. Er studierte an den Universitäten Bonn und Marburg Geschichte, Deutsch, Religion und Hebräisch. Doch wie bei so manchem zeigten sich auch bei ihm die wahren Neigungen erst später. Mehr und mehr fühlte er sich zur klassischen Philologie hingezogen, und seine späteren hervorragenden wissenschaftlichen Arbeiten liegen denn auch vorwiegend auf diesem Gebiet.
Als Lehrer war er zuerst an der Allgemeinen Militärbildungsanstalt in Groß-Lichterfelde tätig. Eine ganze Reihe von höheren Offizieren der letzten deutschen Wehrmacht waren seine Schüler.
Am ersten Weltkrieg nahm er als Artillerieoffizier teil. Er wurde zweimal verschüttet und erlitt dabei einen Nervenschock, dessen Folgen er leider bis heute nicht überwunden hat.
1920—24 war er Alumnatsleiter der Staatlichen Bildungsanstalt in Naumburg, 1924—32 Direktor der Ober-Realschule in Suhl und 1932—33 Direktor des Christianeums in Altona. Schule und Direktorwohnung lagen damals noch in der Hohen-Schulstraße, in denkbar unerfreulicher Gegend, und Suhl in seiner herrlichen Lage im Thüringer Wald mußte ihm unter solchen Umständen als ein wahres Paradies erscheinen.
1933 wurde er als bekannter Demokrat von der Hitlerregierung abgesetzt und zum Studienrat degradiert. Während der nächsten Jahre geriet er mehrmals in große Gefahr. Er konnte seine Gesinnung nicht verbergen, und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre er in einem Konzentrationslager verschwunden. 1942—43 wurde er dann als politisch verdächtig disziplinarisch aus dem Schuldienst entfernt und lebt seitdem nur noch seinen wissenschaftlichen Forschungen. 1920 veröffentlichte er seine „Römische Militärgeschichte seit Gallienus", ein Buch, das von der Preußischen Akademie der Wissenschaften preisgekrönt wurde. Von 1927 an übernahm er dann zusammen mit dem bekannten Erforscher des alten Spaniens, Prof. Adolf Schulten in Erlangen, die Herausgabe der „Fontes Hispaniae Antiquae", die in Barcelona gedruckt wurden. 1946 erhielt er einen Forschungsauftrag an der Hamburger Universität mit dem Zwecke, eine Prosopographie des antiken Spaniens zu schaffen. Hiermit und mit der weiteren Herausgabe der Fontes ist er jetzt beschäftigt.
Wir wünschen unserem ehemaligen Direktor Gesundheit und noch manches Jahr erfolgreicher Arbeit.

Hamfeldt

HEINRICH CHRISTIAN SCHUMACHER

(zu seinem hundertsten Todestag am 28. 12. 1950)

Seit den ältesten Zeiten bemüht sich der menschliche Geist, die wahre Figur der Erde zu ergründen. Von der im Okeanos schwimmenden Scheibe einer homerischen Weltanschauung über die Kugelgestalt der Erde des Pythagoras bis zu den ersten zuverlässigen Gradmessungen der Franzosen, die uns 1791 das Meter als den zehnmillionsten Teil des Erdquadranten schenkten, war ein weiter Weg in der Geschichte der Erdvermessung. Hier reiht sich nun der

Name eines Mannes in die Annalen der Geodäsie ein, der in der modernen Literatur bisher nur wenig zu finden war, dessen Arbeit aber, wie die neuere Forschung zeigt, nicht aus dem Rahmen dieser Wissenschaft hinwegzudenken ist, wenn sie auch oft im Schatten Größerer stand. Dieser Deutsche war Heinrich Christian Schumacher, ein ehemaliger Christianeer.

Für seine alte Schule ist es heute nicht nur eine ehrenvolle Aufgabe, des hundertsten Todestages ihres großen Schülers zu gedenken, sondern sie hält es auch für ihre Pflicht, die neuen Erkenntnisse Schumachers für die Naturwissenschaft zu würdigen, zumal der Name dieses Mannes als Begründer der ersten Altonaer Sternwarte eng mit der Geschichte dieser Stadt verknüpft ist. Am 18. Januar 1951 gedachte der Deutsche Verein für Vermessungswesen im Kaisersaal des Hamburger Rathauses in Gegenwart von Vertretern der Hamburger Regierung in einer eindrucksvollen Feier dieses verdienten Gelehrten. Heinrich Christian Schumacher wurde am 3. September 1780 im holsteinischen Barmstedt geboren. Sein Vater war der königliche Konferenzrat und Justiz-

amtmann Andreas Schumacher. Nach dem Tode des Vaters in Segeberg siedelte die Mutter mit den beiden Söhnen nach Altona über. Hier wurde Heinrich Christian 1792 in das Christianeum aufgenommen, das er bis zum Jahre 1799 besuchte. Die Schulannalen sagen über seinen Abgang aus: „legitime valedixit optimus doctissimusque iuvenis d. XV. m. Martii 1799."

Sein damaliger Rektor, Jakob Struve, erweckte in dem Jungen die Vorliebe für Mathematik und Naturwissenschaften und besonders für die Astronomie. So legte seine alte Schule in ihm den Grundstein für sein späteres Lebenswerk. Auch der Pastor Dörfer in Altona unterrichtete den Knaben neben der Schule in naturwissenschaftlichen Dingen.

Nach dem Verlassen des Gymnasiums erhielt Schumacher durch Vermittlung des dänischen Königs einen Studienaufenthalt in Kiel und Göttingen, wo er die Rechte studierte. Schleswig-Holstein war damals noch durch Personalunion mit Dänemark verbunden, und Schumachers Vater hatte ein recht gutes Verhältnis zum dänischen König. Dieser königlichen Gunst erfreute sich später auch der Sohn. Der Göttinger Aufenthalt führte nicht allein zur Promotion zum Doktor jur. (in absentia), sondern er wurde besonders dadurch bedeutsam, daß Schumacher hier mit dem princeps mathematicorum, Friedrich Gauß, zusammentraf und dadurch eine Freundschaft zwischen diesen beiden Männern entstand, die mehr als 40 Jahre währte. Aus dieser Freundschaft „einer olympischen Zeit" stammt ein für die Naturwissenschaft bedeutungsvoller Briefwechsel, der nicht weniger als sechs Bände umfaßt.

Nach Beendigung seiner rechtswissenschaftlichen Studien ging Schumacher nach Dorpat und widmete sich dort seinen naturwissenschaftlichen und astronomischen Interessen.
Um sich ein Bild von der Zeit vorzustellen, in die Schumacher hineingeboren wurde, seien einige trockene naturwissenschaftliche Daten gegeben: Namen wie Gauß, Bessel, Fraunhofer, Kant und Laplace, ferner die Entdeckung der Planeten gehören in die Lebenszeit dieses Mannes. Schumacher erkannte frühzeitig, daß die Zeit vorbei sei, in der der Gelehrte wie einst Faust zurückgezogen in der niederen Studierstube saß. Der Gelehrte mußte hinaus in die Welt, in die Gegenwart, er mußte selbst mit Hand anlegen, um der Natur die Antworten auf seine Fragen abzuringen.

1807 erhielt Schumacher zunächst einen Posten in der Finanzverwaltung in Kopenhagen; seine Einstellung in die dänische Verwaltung zerschlug sich aber aus politischen Gründen. 1810 erhielt er endlich — als Trost — eine außerordentliche Professur für Astronomie in Kopenhagen. In der nun folgenden Zeit — er ließ sich aus dem dänischen Dienst beurlauben — lernte er in der Sternwarte des Astronomen Olbers in Blumenthal bei Bremen den jungen Bessel kennen; auch mit diesem hervorragenden Geodäten verband ihn von da an eine enge Freundschaft. 1813 ging Schumacher auf einen Vorschlag von Gauß als Großherzoglicher Badischer Direktor der Sternwarte nach Mannheim, wurde aber nach zwei Jahren nach Kopenhagen berufen, um seine dortige Professur wieder zu übernehmen. Als Leiter der dänischen Sternwarte erhielt er von König Friedrich VI. den Auftrag, eine umfangreiche Gradmessung durchzuführen, eine Arbeit, die den größten Teil seines Lebens ausfüllen sollte.

Ab 1821 nahm Schumacher seinen Wohnsitz wieder, und diesmal endgültig, in Altona. Er hatte sich inzwischen von den Verpflichtungen seiner Professur in Kopenhagen entbinden lassen. Der dänische König, der zugleich Herzog von Holstein war, gab ihm nun die Mittel in die Hand, hier in Altona die erste Sternwarte zu bauen, die sich im Grundstück Nr. 27 der Palmaille an der Ecke der Van-der-Smissens-Allee befand. Leider fiel das Haus den Bomben des zweiten Weltkrieges zum Opfer. Hier in der Palmaille war auch der von Schumacher sorgfältig vermessene Nullpunkt für die Vermessungen von ganz Schleswig-Holstein.
1821 hatte Schumacher auch damit begonnen, die wertvollen „Astronomischen Nachrichten" herauszugeben, die in internationalen Kreisen bis auf den heutigen Tag ihre Berühmtheit erhalten haben.

Hier in Altona gewann Schumacher die Freundschaft des Instrumentenmachers und Spritzenmeisters Repsold, der am Stintfang in Hamburg eine Privatsternwarte unterhielt, in der Schumacher oft astronomische Beobachtungen durchführte. Um jene Zeit begannen auch seine Untersuchungen über die Länge des Sekundenpendels, die er gemeinsam mit Bessel und Repsold durchführte, und die Revision des dänischen Maß- und Gewichtssystems.

Eine der Lebensaufgaben Schumachers war die Gradmessung. Sie ist das beste Mittel, um die wahre Figur der Erde zu bestimmen. Hatte Anaximander von Milet im sechsten Jahrhundert v. Chr. versucht, die erste Erdkarte zu entwerfen, so berechnete Eratosthenes von Alexandrien um 200 v. Chr. auf dem Bogen zwischen dem alten Syene und Alexandria den Erdumfang bereits zu 39700 km (gegen 40003,4 km nach Bessel, 1841) mit erstaunlicher Genauigkeit für jene Zeit. Die Längenmessung des Ptolomäus 150 n. Chr. aus den Beobachtungswerten einer Mondfinsternis des Jahres 331 v. Chr. zwischen den Orten Arbela und Karthago besitzt klassische Bedeutung für die Entwicklung des Weltbildes, wenn sie auch in ihrem Ergebnis von 37800 km weit hinter dem des Eratosthenes zurückblieb. Der Niederländer Snellius entwickelt endlich 1614 sein Triangulationsverfahren, das die Grundlage für die Gradmessungen der Franzosen darstellte, die gegen Ende des 18. Jahrhunderts durchgeführt wurden.

Die Berechnung eines einzelnen Meridianbogens reicht aber nicht aus zur Bestimmung der Erdgestalt, und so mußten mehrere Bögen vermessen werden. 1816 nahm Dänemark als erstes Land nach Frankreich diese Arbeit auf, beauftragte Schumacher mit dieser Vermessung, und so kam die Gradmessung nach Deutschland, wo man zweifellos die sorgfältigsten Werte erzielte. Dadurch wurde es erst möglich, die französischen Messungen genau zu überprüfen und damit ihren Wert zu erhöhen. Schumacher sollte eine Gradmessung längs des Meridians vom nördlichsten Zipfel Dänemarks, von Skagen, bis zur Südgrenze des dänischen Einflußbereichs, bis nach Lauenburg an der Elbe, durchführen, eine zweite auf dem Parallelkreis von Kopenhagen bis zur Westküste Jütlands. Die Meridianmessung umfaßt etwa 4⅓ Breitengrade, die Parallelkreismessung etwa 4²/₃ Längengrade, was für die damalige Zeit beachtliche Strecken waren. Gauß selbst beglückwünschte Schumacher zu diesem Auftrag im Sinne der Wissenschaft und übernahm auf Schumachers Bitten die Auswertung der Ergebnisse. Schumachers Pläne gingen aber weiter; er wollte diese erste große und dazu noch deutsche Gradmessung, die zwar in die Literatur als die dänische eingegangen ist, bis nach Bayern fortsetzen und damit den Anschluß an die süddeutsche Triangulierung gewinnen. Auch hierin wurde er von Gauß lebhaft unterstützt, der die Zustimmung des hannoverschen Königs erwirkte, damit die Messungen durch das Königreich Hannover laufen konnten; hierbei zeigte es sich, daß Schumacher der weitaus bessere Diplomat war. Von 1818 ab führten beide Gelehrte die Messungen gemeinsam durch; in idealer Weise vereinten sich bei dieser Arbeit das zweifellos größere Wissen Gauß' mit der erfahrenen Praxis Schumachers, der leider durch seinen etwas labilen Gesundheitszustand später mehrmals behindert war. Durch Schumachers Initiative wurden somit Werte geschaffen, die später (1841) in die Erd-Ellipsoid-Berechnungen Bessels eingingen. Die Gradmessung selbst, die Schumacher bis zu seinem Tode beschäftigte, wurde später (1870) von englischer Seite fertiggestellt.

Die durch Schumacher, Gauß und Bessel eingeleitete Arbeit der exakten Gradmessung ging in der Folge vorwiegend auf die Militärs über, bis schließlich nach dem zweiten Weltkrieg eine neue Epoche der Geodäsie anbrach, die gekennzeichnet ist durch die Elektronenrechenmaschine, welche die enormen Rechnungen für die Gradmessungen gleichsam am laufenden Bande durchführt. Auch auf dem Gebiete der Topographie war Schumacher unermüdlich tätig. In dänischem Auftrage übernahm er die topographische Aufnahme von Holstein und später auch im Auftrag des Hamburger Senats die der Hansestadt. Die Meßtischblätter waren im Maßstab 1:20000 aufgenommen und sind z. T. heute noch vorhanden. Sie zeichnen sich durch geschmackvolle Signaturen aus

und geben die Höhen in Schraffen. Allerdings waren Höhenmessungen kaum ausgeführt worden, die Höhenangaben nur nach Augenschein gemacht, so daß sich später beachtliche Abweichungen in der Höhe ergaben. Nach dem großen Hamburger Brand 1846/47 wurde von Schumacher eine neue trigonometrische Messung durchgeführt, die noch heute die Grundlage des Hamburger Katasteramtes darstellt.

Kurz sei noch auf den bedeutungsvollen Briefwechsel zwischen Gauß und Schumacher eingegangen. Gegen 750 Briefe zeugen von jener Freundschaft zwischen den beiden Gelehrten, wenn auch dabei Gauß nie so recht aus seiner Reserve herausgegangen ist. Schumacher war aber der Praktiker für das tägliche Leben und so für den etwas unbeholfenen, gesellschaftlich wenig gewandten Gauß die rechte Ergänzung. Der große Göttinger erhielt sich seine geisteswissenschaftliche Tätigkeit bis in sein hohes Alter hinein, und wenn er auch die Mathematik als die Königin unter den Wissenschaften bezeichnete, so beschäftigte er sich auch gern mit anderen wissenschaftlichen Dingen, er studierte mit Vorliebe die russische Sprache und liebte die Romane der östlichen Völker. Der Schriftwechsel mit Schumacher spricht von all dem und bewegt sich durchaus nicht bloß auf naturwissenschaftlicher Basis. Besonders liebt es Gauß, sich mit seinem Freund über die Sprache auszusprechen. So erkennt er klar, daß die starre wissenschaftliche Augensprache die lebende und daher verständlichere Sprechsprache verdrängt habe. Man schrieb damals alle wissenschaftlichen Werke in lateinischer Sprache. Aber Gauß versichert seinem Freund in einem Brief, daß er nie mehr ein Wort in lateinischer Sprache schreiben werde; er wolle „keine Mauersteine, sondern ein Gebäude" liefern. Dieser Briefwechsel ist in seiner Gesamtheit ein Zeitspiegel auf erhabener Höhe. Es darf an dieser Stelle — um im Bilde zu bleiben — an ein Wort Felix Kleins erinnert werden, daß sich Gauß wie die Zugspitze über seine Umgebung erhebe.

Der letzte Brief Schumachers an Gauß trägt das Datum des 4. November 1850. Am 28. Dezember 1850 starb Schumacher im Alter von 70 Jahren. Beigesetzt wurde er in Altona einige hundert Meter von seinem Wohnhaus auf dem alten Friedhof an der Behnstraße. Ein Obelisk aus dunklem Syenit steht auf seinem Grabe. Die Schumacherstraße in Hamburg-Altona hält die Erinnerung an den Gelehrten wach, ein Mondkrater trägt den Namen des bedeutenden Astronomen. Das schönste Denkmal für Heinrich Christian Schumacher bleiben aber die von ihm ins Leben gerufenen „Astronomischen Nachrichten". A. C. Petersen, sein Nachfolger, schrieb in Nummer 744 dieser Zeitschrift den kurzen, aber um so eindrucksvolleren Nachruf:

> „Es wäre eine Vermessenheit, wollte ich hier auch nur ein Wort über seine großen Verdienste um die Wissenschaft hinzufügen; sein Verlust ist unersetzlich; diese Nachrichten sind sprechende Taten."

Weise

ACHTUNG!

Nächstes WINTERFEST

des Vereins der Freunde des Christianeums

am Sonnabend, dem 3. November 1951,

in der Elbschloßbrauerei Nienstedten.

VOR 2000 JAHREN — CÄSAR AM RUBIKON

Am 10. Januar 1951 jährte sich zum 2000. Male der Tag des Ausbruchs jenes römischen Bürgerkrieges, in dem Caesar gegen den Senat und Pompeius um die Herrschaft im römischen Reich focht. Wir kennen die Vorgänge jenes Tages ziemlich genau. Dem Ausbruch der Feindseligkeiten war ein langes diplomatisches Ringen vorausgegangen, bei dem es sich darum gehandelt hatte, ob Caesar — wie er wünschte — auf dem legalen Wege der Konsulwahl den Staat an sich nehmen würde. Es gelang seinen Gegnern, ihm diese Möglichkeit aus der Hand zu schlagen und ihn zum Appell an die Waffen zu zwingen, wenn er nicht Laufbahn, Stellung und Aufgabe aufs Spiel setzen wollte. Am 7. Januar 49 erfolgte der Senatsbeschluß, der Caesar von seinem Statthalterposten in Gallien und Oberitalien und von seinem Heer abberief; der Einspruch der Volkstribunen wurde mit dem Belagerungszustand beantwortet. Darauf flohen die Tribunen zu Caesar, riefen seinen Schutz an und boten ihm so einen diplomatischen Anlaß zur bewaffneten Erhebung gegen den Senat.

Caesar hatte damals nur eine Legion nahe der Grenze seiner Provinz, in Ravenna. Der Winter stand vor der Tür. Denn der römische Kalender war damals so in Verwirrung — erst Caesar hat ihn wieder in Ordnung gebracht —, daß der 10. Januar in Wirklichkeit der 23. November war. Deshalb rechneten Caesars Gegner nicht mit dem sofortigen Beginn der Feindseligkeiten. Aber wie so oft überraschte Caesar durch schnelle Entschlüsse. Als er am 10. Januar die Nachricht von der Flucht der Tribunen erhielt, setzte er seine Legion sofort in Marsch. Er selbst spielte den Harmlosen, besichtigte trainierende Gladiatoren und gab ein Diner, bei dem er sich früh entschuldigte. Auf Mietwagen eilte er mit wenigen Getreuen zur Grenze, sie wurde durch den Rubikon gebildet, der, eher ein Bach als ein Fluß, sich in die Adria ergießt. Am Ufer hielt Caesar einen Augenblick inne, die unabsehbaren Folgen des Schrittes noch einmal bedenkend. Dann sprach er unter Benutzung einer sprichwörtlichen Wendung auf Griechisch die berühmten Worte: „So soll denn der Würfel geworfen sein!", führte die Legion über den Rubikon und besetzte am Morgen des 11. Januar die Grenzstadt Rimini.

Diese Vorgänge, durch den Bericht eines Augenzeugen genau bekannt, hat die Phantasie schon der Antike reich ausgeschmückt. Da erzählt man von einer göttlichen Erscheinung, einem großen, schönen Jüngling, der einem der Heeresmusiker das Horn entreißt und, zum Angriff blasend, den Soldaten über den Fluß vorangeht. Ein Dichter läßt den Rubikon durch die Winterregen zum reißenden Strom anschwellen, an dessen Ufer Caesar die Göttin Roma entgegentritt: mit zerrissenem Gewand und zerrauftem Haar klagt sie über den mißratenen Sohn, der gegen sie zu den Waffen greift. Aber Caesar antwortet, auch in diesem Kampf sei er, wie in allen Siegen bisher, Roms Soldat; auch gegen Rom kämpft er für Rom, seine Idee, seine Aufgabe. In solchen Bildern drückt sich das Bewußtsein aus, daß hier mehr geschehen ist als ein gewöhnlicher Grenzübergang und Kriegsbeginn. Caesars Sieg bedeutet ja nicht nur den Übergang des römischen Staates von der Republik zur Monarchie. Mit ihm ist eine neue Form des Herrschertums in die Welt gekommen. Er ist der erste, der die Herrschaft über die Welt als Mensch ausgeübt hat. Schon vor Caesar hat es Weltreiche gegeben, das Reich Alexanders d. Gr., vor ihm Aegypten und die Weltreiche des alten Orients. Aber die Herrscher dieser Reiche galten als Götter und wurden von ihren Untertanen als solche verehrt. Diesen Geschlechtern schien also die Aufgabe der Weltherrschaft zu groß, ihre Last zu schwer, als daß die Schultern eines Menschen sie hätten tragen können. Erst Caesar hat diese Möglichkeit für den Menschen erschlossen und damit die Sphäre des Menschen ungeheuer erweitert und seine Würde gehoben.

Diese Form der Herrschaft, die e i n Mensch kraft seiner Größe, Leistung und Würde ausübt, hat er aber nicht als Idee gelehrt oder als Programm verkündet, sondern in Caesars Person kam sie in die Welt. Er hat sie gelebt, geübt

und damit geprägt. Deshalb leiten die späteren Herrscher ihren Herrschaftsanspruch von ihm her und nennen sich mit seinem Namen. Caesar ist bleibender Bestandteil des Namens aller römischen Kaiser. Von ihnen übernehmen die Kaiser des Mittelalters den Namenstitel, und nach dem Untergang des deutschen Kaisertums erbt ihn der Kaiser von Oesterreich. 1848 will die Paulskirche Deutschland als Kaiserreich einigen, und als nach dem Scheitern dieses Versuches Bismarck das kleindeutsche Reich gründet, trägt sein oberster Repräsentant den altehrwürdigen Titel. Dieses Fortleben des Caesarnamens ist nicht auf Deutschland beschränkt. Auch Napoleons Kaisertum knüpft über Karl d. Gr. an die römischen Caesaren an, wenn sich auch der französische Titel nicht von Caesar, sondern von imperator herleitet. Dagegen lebt im Titel des russischen Zaren Caesars Name weiter. Im 19. Jahrhundert geht diese Anwendung des Caesarnamens über Europa hinaus. Die europäischen Herrscher in Brasilien und Mexiko schmücken sich mit dem alten Namen, und der Europäer bezeichnet die Gebieter von China, Japan und Abessinien als Kaiser. 1877 nimmt der Sultan den Titel eines Kaisers der Osmanen an, nachdem schon im Jahr zuvor Disraeli der Königin Viktoria die indische Kaiserkrone präsentiert hatte. In dem indischen Titel Kaisar i Hind kehrt noch einmal der Caesarname wieder.

Zwei Weltkriege haben diesem allmählich sich verbreiternden und — verflachenden Nachleben des Caesarnamens ein Ende gemacht. Mit der Entstehung der Republiken Indien und Pakistan erlosch 1949 der letzte Kaisertitel. Man hat den Schritt über den Rubikon, den ersten Schritt auf dem Wege zu Caesars Alleinherrschaft, als den Beginn der Weltzeit Europas bezeichnet. Wirklich ist es von symbolhafter Bedeutung, daß der Caesarname, der zuerst zur Bezeichnung höchster irdischer Machtfülle diente, der Herrschaft über die vom römischen Reich geeinte Welt, der dann auch für die Kaiser des Mittelalters den Anspruch auf Führung der Welt umschloß, so lange in Übung geblieben ist, wie Europa die Führung der Erde innehatte, und daß die beiden Kriege, in denen ein sich selbst zerfleischendes Europa diese Stellung verspielt, diesem Weiterleben des Caesarnamens ein Ende setzen.

Fragt man aber, weshalb nicht, wie es nahe gelegen hätte, der entscheidende Sieg Caesars bei Pharsalos, sondern der Rubikon zum Symbol für den Beginn dieser Weltepoche geworden ist, so läßt sich auch diese Frage beantworten. Jenes kurze Zögern des künftigen Weltherrschers, der vor dem entscheidenden Schritt noch einmal die Folgen bedenkt, reizte die Phantasie der Mit- und Nachlebenden. In der Gestalt Caesars am Ufer des Rubikon verdichtete sich der Gehalt der geschichtlichen Stunde zum sichtbaren, geprägten Bilde.

Oppermann

VON ALTEN CHRISTIANEERN

Unsere alte Orgel.

Vor geraumer Zeit kam durch Zufall ein Buch mir wieder in die Hände, das ich längst vergessen hatte, und das nun in mir Erinnerungen an meine Schülerzeit im alten, damals „Königlichen" Christianeum vor 40 Jahren wach werden ließ. Das Buch hat den nüchternen Titel: „Die Orgel" und war von mir vor dem ersten Weltkrieg aus der Bücherei des damaligen „Orchestervereins des Kgl. Christianeums" entliehen worden. Der Krieg und die Nachkriegsjahre hatten es in Vergessenheit geraten lassen.

In diesem Buch aber lagen sechs Fotos, die ich als Schüler, etwa im Jahre 1912, von unserer alten Orgel im Aula-Bau an der Hoheschulstraße aufgenommen hatte. Die Bilder zeigen nicht nur die Prospektansicht, sondern auch Einzelteile des Spieltisches und des Orgelinneren.

Zu den Andachten, die an jedem Montag und Sonnabend die Schulgemeinde in der Aula vereinigten, wurde am Sonnabend die Orgel statt von dem Gesanglehrer von einem Schüler gespielt. Wenn ich mich recht entsinne, löste Paul Kickstat (jetzt Organist an der Christianskirche in Ottensen) hierbei den Abiturienten Paul Matthies ab, und als Paul Kickstat das Christianeum verließ,

wurde mir dies Organistenamt übertragen. Ich weiß, daß ich es damals damit sehr ernst genommen habe, vielleicht mehr, als für meine schulischen Arbeiten gut war. Jedenfalls ließ unser lieber Herr Prof. Holst in der nachfolgenden Stunde bisweilen wohlwollende Rücksicht walten, wenn ich noch nicht wieder ganz bei der Sache war. Aber ich habe diese kleine Orgel, welche etwa 1880 von den Orgelbauern Marcussen & Sohn in Apenrade erbaut war und sieben klingende Stimmen zählte, gern gespielt, wenn es ging, auch außerhalb der dafür vorgesehenen Zeit.

Die Orgel besaß im Hauptmanual außer einem Prinzipal 8', dessen Pfeifen teilweise im Prospekt standen, eine Viola di Gamba 8', eine Rohrflöte 4' und ein „Gemshorn" genanntes Register. Das Obermanual hatte zwei Stimmen, nämlich ein „Lieblich Gedackt 8'" und ein Octav 4', während für das Pedal

ein Subbaß 16' eingebaut war. Dazu kamen eine Koppel für das Hauptmanual zum Pedal und die Manualkoppel, so daß man auf dem Hauptmanual auch die Obermanualstimmen spielen konnte.

Wie alle alten Orgeln war auch die unsere mit einer mechanischen Traktur versehen, d. h. der Tastendruck wurde mechanisch mit Hebeln, Stabzügen und Stabwellen (Abstrakten) auf die Pfeifenventile übertragen. Nachdem man später vorzugsweise pneumatische oder elektrische oder aus beiden kombinierte Tastendruckübertragung bevorzugt hatte, wobei der Vorteil entstand, Spieltisch und Pfeifenwerk getrennt aufstellen zu können, hat man sich heute wieder auf die mechanische Tastatur besonnen, weil der Anschlag ausdrucksvoller und präziser wird (siehe die neue Orgel in der Musikhalle in Hamburg). Der Wind, der die Pfeifen zum Klingen bringt, wurde bei der Orgel des alten Christianeums durch sogenannte „Kastenbälge" erzeugt, die links seitlich im Gehäuse aufgestellt waren und durch Tritthebel bedient wurden. Die sich reibenden Kastenflächen waren mit Graphit bestrichen, um Nebengeräusche zu vermeiden. Bälgentreter war meist unser Schuldiener oder ein Schüler, dem es Spaß machte.

Die Orgel war nicht sehr groß, aber immerhin hat sie wohl etwa 400 Pfeifen besessen, die auf hölzernen Schleifladen standen und durch Kegelventile bedient wurden. Die Luftzuführung zu den Schleifladen wurde durch die kräftigen mechanischen Registerzüge geöffnet.

Hatte die Orgel auch keinen besonders hervorragenden Klang-, so konnte sie doch den gar nicht so kleinen Aularaum kräftig füllen ohne, wie man sagt, „zu schreien".

Daß auf dem alten Christianeum nicht nur die Wissenschaften ernst genommen wurden, sondern auch die Kunst eine, wenn auch bescheidenere, Pflegestätte gefunden hatte, geht schon daraus hervor, daß viele Jahre hindurch neben dem Schülerchor ein Orchesterverein bestand. Dieser Schülerverein veranstaltete, oft zweimal im Jahr, zusammen mit dem Chor große Konzerte in der Aula, meist nicht nur mit gutem finanziellen Ergebnis, sondern auch mit freundlichst gespendetem Beifall des Publikums und wohlwollenden Kritiken in der Altonaer Lokalpresse. Große Dirigenten könnten heute fast vor Neid erblassen, wenn sie erfahren würden, daß unser Orchesterverein den Saal „leicht" mit 400 Zuhörern füllte.

Zur Aufführung kamen kleine Oratorien wie „Die Glocke", von Romberg komponiert, oder „Die Ruinen von Athen" von L. v. Beethoven, wobei einige bekannte Damen und Herren, aber auch schon der Primaner Martin Erich, als Solisten mitwirkten. Auch andere reichhaltige Programme aus bekannten klassischen und romantischen Musikstücken wurden dargeboten; einmal sogar erlebten kleinere Kompositionen unseres Mitschülers Paul Kickstat (plattdeutsche Gedichte von Klaus Groth) ihre Aufführung.

Die Aula war dann immer mit den Fahnen der Schule feierlich geschmückt, malerisch um die drei Kaiserbilder an der Podiumswand drapiert. Viele Einzelkerzen standen auf dem Sockelgesims des Podiums und gaben den Mitwirkenden die erforderliche Helligkeit, erhöhten aber zugleich die Feierlichkeit des sonst recht nüchternen Raumes.

Die Leitung lag in den Händen der Gesanglehrer, erst von Herrn John Dölling, weiland Organist an der Petrikirche in Altona, und dann von Herrn Leopold Brodersen, Organist der Friedenskirche in Altona. Beide Herren sind nun schon nicht mehr am Leben. Sie haben, jeder auf seine Art, sich redlich bemüht, uns in die Geheimnisse der Musik einzuführen.

Aus dem Ertrag solcher Konzerte beschaffte der Orchesterverein seine Notenpulte, Noten, eine Bratsche wurde erworben, die ich lange Jahre bei den Übungen und Konzerten spielte. Darüber hinaus aber wurde eine über 200 Bände zählende Bücherei aufgebaut, welche neben musikwissenschaftlichen Werken eine Anzahl Operntexte, aber auch Biographien, Erzählungen und Romane über bedeutende Musiker enthielt. Einige Bändchen mit „Anekdoten" fehlten nicht. Sogar ein eigenes „ex libris" entstand als Frucht eines Wettbewerbs und wurde beschafft, wie es auch in dem obenerwähnten Buch von der Orgel eingeklebt ist.

Allen, die wir an diesem fröhlichen musikalischen Tun teilhatten, bleiben diese Zeiten unvergessen, denn wir trieben es mit ganzem jugendlichen Ernst. Auch waren wirkliche Könner unter den Spielern, die im späteren Leben sich ganz der Musik gewidmet haben, z. B. Paul Kickstat und Martin Erich. Unvergessen bleiben auch die, welche nicht mehr unter uns weilen, wie Anton Baum (Flöte) und sein älterer Bruder (Bratsche), ferner Erich Kletzin (Geige und Orgel), Johannes Mau (Flöte) und nicht zuletzt unser lieber Lehrer Herr Prof. Begemann, der mit seinem Cello des Basses Grundgewalt verkörperte neben unserem Mitschüler Hartleb.

Nun freue ich mich, daß solche Erinnerungen wieder wach geworden sind, und ich bin gern der Bitte alter Christianeer gefolgt, sie mitzuteilen. Gleichzeitig aber möchte ich das seit bald 40 Jahren Versäumte nachholen und endlich das entliehene Buch zurückgeben. Existiert der Orchesterverein wieder? Und wo sind Bücherei, Noten usw. geblieben? So kein anderer Empfänger mehr sein sollte, darf ich dem Christianeum das Buch und die sechs Fotos

übergeben, zugleich mit dem Ausdruck des tiefen Dankes für alles, was mir damals das Christianeum gegeben hat, und mit dem herzlichen Wunsche, daß auch heute, wie ehedem, am Christianeum neben der Wissenschaft und neben dem Sport auch die Kunst weiterhin eine Pflegestätte haben möge.

Johannes Thomsen

3 — 3 — 3
WIEDERBEGEGNUNG MIT EINEM ALTEN BEKANNTEN

Wie immer und überall lernten auch wir im Geschichtsunterricht die Vorgänge und Begebenheiten des Zeitalters der makedonisch-griechischen Weltherrschaft. Wie immer und überall hörten wir aus dem Munde unseres Lehrers die Schilderung der Schlacht bei Issus, in der Alexander der Große, von Darius im Rücken angegriffen, den Kampf mit verkehrter Front aufnehmen mußte und doch einen entscheidenden Sieg über das persische Reichsheer erfocht. Dazu lernten wir gebührend die Jahreszahl 333, wie es das amtliche „Verzeichnis der in der höheren Schule zu lernenden Geschichtszahlen" vorschrieb.

Wie immer und überall wurden wir von unserem verständnisvollen Pädagogen sozusagen in Klammern mit der bekannten Eselsbrücke vertraut gemacht: 3 — 3 — 3, bei Issus Keilerei!

Wie immer und überall befand sich in unserem Geschichtsbuch im Anhang eine Anzahl von Bildtafeln, die den behandelten Stoff illustrierten, und unter ihnen befand sich natürlich eine Abbildung des bekannten Mosaiks der Alexanderschlacht, das den entscheidenden Augenblick bei Issus festhält, wo Alexander mit seinen Reitern gegen den König Darius heranstürmt und einen auf blutendem Pferde gestürzten vornehmen Perser durchbohrt, während der Wagen des Perserkönigs, der mit schmerzlicher Teilnahme seinen Offizier fallen sieht, sich zur Flucht wendet.

Wie immer und überall waren wir mit unserer Aufmerksamkeit nicht ständig beim Unterricht, sondern hantierten mit Bleistift und Federhalter herum und suchten ein geeignetes Objekt, an dem wir unserem kunstschöpferischen Drange Genüge tun konnten. So kam es, daß hier und da dem ehrwürdigen Alexander ein Vollbart und eine Brille angemalt wurde; Darius erhielt ein Monokel und einen Zylinder, während die vielen griechischen und persischen Charakterköpfe mit Shagpfeifen und anderen Rauchmitteln nebst dem dazugehörigen Qualm ausgestattet wurden. Das so „verzierte" Bild prägte sich jedem, der daran „gearbeitet" hatte, unauslöschlich in seine Erinnerung ein. Wohl kaum einer hat den kleingedruckten Vermerk unter dem Bilde beachtet „Original im Museo Nazionale, Neapel".

Eine gute Weile ist seitdem vergangen. Das Heilige Jahr führte diesen und jenen der „Kunstschöpfer" aus jener Zeit in das sonnige Italien. Auch ich hatte das Glück, mit dabei sein zu dürfen.

Die Reise ging von Rom weiter nach Süden und führte schließlich nach Neapel. Der Aufenthalt in der Siebenhügelstadt hatte bereits den Wunsch jedes Lateinschülers erfüllt, einmal an der Stätte zu stehen, die vormals den Mittelpunkt des Lebens und Treibens eines Volkes gebildet hatte, um dessen Sprache man sich in sieben Schuljahren oft unter Stöhnen bemüht hatte: auf dem Forum Romanum.

Nun befand ich mich in der vielbesungenen und wegen seiner Schönheit mit Recht so berühmten ehemaligen Königsstadt. Die verschwenderische Natur und das südlich bunte, lärmfreudige Treiben der geschäftigen Bevölkerung reizte zu unablässigen Streifen durch die neapolitanischen Vororte und Gassen. Indessen empfiehlt der Baedeker einen Besuch des Nationalmuseums als eines Hortes einzigartiger Kunstschätze und Altertümer. Von geschauter Kunst schon fast übersättigt, kostete es eine kleine Überwindung, wiederum eine Stätte mit so unvorstellbarer Anhäufung von Kulturdenkmälern zu betreten, von denen man doch in kurzer Zeit nur einen Bruchteil aufzunehmen in der Lage war. Ich durchschritt die Säle des Erdgeschosses ohne viel Verweilen, nur hier und dort einer Marmor- oder Bronzeskulptur einige Augenblicke des Betrach-

tens schenkend. Eine Marmortreppe führte mich sodann zum Zwischengeschoß hinauf. Ich wandte mich zunächst in den Westflügel, der eine reichhaltige Sammlung von antiken Mosaiken enthält.

Durch drei Säle schritt ich, ohne mich von den dort zur Schau gestellten Kunstwerken lange aufhalten zu lassen. Beim Betreten des vierten und letzten Saales prallte ich fast zurück. An der gegenüberliegenden Wand spielte sich in nie vorgestellter Größe das Schlachtgetümmel der Alexanderschlacht ab! Einen Augenblick stand ich wie gebannt, während sich in meinem Gedächtnis langsam die Erinnerung an eine ferne Schulstunde emporarbeitete. Vor meinem Auge erschien eine bestimmte Seite meines Geschichtsbuches, auf der die Abbildung eines Kunstwerkes sehr pietätlos verunziert war. Ich sah meinen alten Geschichtslehrer mit seiner roten Nase dicht vor mir stehen, in der Linken das Zensurenbuch, in der Rechten den drohend gegen mich erhobenen grünen Bleistift, und hörte seine stereotype Mahnung: „Jungens, paßt auf, sonst schreibe ich euch eine 5 an; Unaufmerksamkeit ist schlimmer als Nichtwissen!"

Diese Mahnung verfehlte auch heutigentags ihre Wirkung nicht. Mit einer gewissen ehrfurchtsvollen Scheu trat ich näher auf das Mosaik zu .Was aus der Entfernung als eine in einfachen Linien gehaltene, mit den strengen alten vier Farben ausgeführte Malerei geschienen hatte, löste sich bei näherer Betrachtung in eine Unzahl kleiner und kleinster bunter Steinchen auf, die in wunderbar kunstvoller Weise zu einem gewaltigen Ganzen geordnet waren. Es kam mir kaum vorstellbar vor, daß dieses Prachtwerk vor 2000 Jahren in Pompeji als Fußbodenschmuck gedient haben soll. Wie viele mochten achtlos darüber hingeschritten sein? Welch ein Jammer, daß dieses Werk viele Jahrhunderte unbekannt unter der Schuttdecke des Lavastromes gelegen hatte, der einst Pompeji unter sich begrub! Wie groß muß die Überraschung der Ausgraber gewesen sein, als sie das fast unbeschädigte Bild im Jahre 1831 freilegten und an diesen Platz brachten!

Ich war tatsächlich etwas beschämt über meine frevlerische Verunstaltung jener Abbildung in meinem Geschichtsbuche. Ich kam mir vor wie ein Barbar und beschloß, das Buch nicht der nachfolgenden Generation zu vererben.
Aber dieser Entschluß ist natürlich illusorisch. Was nützen heute noch alte Geschichtsbücher? Kaum eine Kategorie von Lehrbüchern ist dem Wandel der Zeiten so unterworfen wie die Geschichtsbücher. Und doch wird in ihnen immer wieder dieselbe Geschichte beschrieben! Vielleicht sollte man in Zukunft keine Bilder mehr in Schulbücher setzen, damit keine Barbarei mit Kunstwerken getrieben würde? Aber dadurch ginge doch ein wertvolles Unterichtsmittel verloren; denn schließlich war auch mir die große Alexanderschlacht zum wesentlichen Teil durch die Abbildung jenes Mosaiks ins Gedächtnis geprägt und durch den bewährten Reim, der alle Geschichtsbücher überdauert, obwohl er nirgends geschrieben steht: 3 — 3 — 3, bei Issus Keilerei!

Klaus Raabe

„MUCK" UND DIE APFELSCHNITTEN

In dem Jahrzehnt vor dem ersten Weltkrieg wirkte am Christianeum in Altona als Zeichenlehrer ein Kunstmaler, von dessen beachtlichem Können heute noch im Altonaer Museum einige Bilder zeugen. Es war Friedrich Peters-Weber, in Anrede Herr Weber genannt, doch hatten wir nach Schülerart für ihn, den im Kindesalter ein Unglücksfall durch eine Rückenverwachsung verunziert hatte, den Ökelnamen „Muck" geprägt, nicht in spottend verächtlichem Sinne, sondern wie eine selbstverständliche Hinnahme seiner Gestalt. Mit ihm zog im Zeichenunterricht eine neue Art ein. An die Stelle des bisherigen Strichezeichnens nach der Methode Stuhlmann setzte Peters-Weber die Erziehung zu eigenem künstlerischen Erleben und führte das Freilicht-Zeichnen ein. Mit aller Energie suchte er diesen Umbruch durchzuführen, obwohl wir Jungens und wohl auch damals die meisten unserer Lehrer die Bedeutung seines Strebens nicht erkannten. Wenn er auch immer wieder auf Verständnislosigkeit und Gleichgültigkeit stieß, suchte Peters-Weber seinen Schülern auf alle Weise die

Gr. TECHN. HOCHSCHULE KARLSRUHE
AM 20. JUNI 1914
ZUR PRÜFUNG EINGEREICHT.

Selbstständige Ausführung
durch den
bescheinigt Dr. Pillebe

REGIO COLLEGIUM CHRISTIANEUM IN ALTONA

Augen zu öffnen für die Natur wie auch für die durch Menschenhand geschaffenen Dinge. So legte er mit uns Primanern ein „Heimatsarchiv" an, in welchem Zeichnungen von alten Häusern und stillen Winkeln rund um die Hauptkirche gesammelt wurden, die wir im Unterricht unter seiner Leitung anfertigten. Daß Peters-Weber dabei oft versuchte, uns auch menschlich näherzukommen, möge ein kleines Erlebnis zeigen.

Vom hohen Geestrand der Altonaer Altstadt führten zwei Straßen den Berg hinunter zum Fischmarkt, die große und die kleine Brauerstraße, die sich in ihrem unteren Ende von altersher vereinigten, und an denen damals noch geschlossene Zeilen von alten Fachwerkhäusern mit dem für Alt-Altona typischen Zwerchhausgiebel standen. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts war eine neue Straße, die Hafenstraße, quer zu den Brauerstraßen angelegt worden. diese gerade dort schneidend, wo sie sich zu ihrem gmeinsamen Teilstück zusammenfanden. Durch das Profil der neuen Hafenstraße war das alte starke Gefälle der Brauerstraßen unterbrochen worden, so daß die Hafenstraße gegen den nun tiefer liegenden Teil der Brauerstraße durch eine Stützmauer mit Geländer abgefangen werden mußte mit einer seitlichen Fußgängertreppe. Neben dieser Treppe befand sich im Erdgeschoß des angrenzenden Hauses in Höhe der neuen Hafenstraße ein Bäckerladen, in dessen Backstube im Keller man aber von der Straßentreppe aus durch ein großes Fenster Einsicht hatte. Heute haben diese Straßen alle neue Namen erhalten. Mit dem Rücken gegen das Geländer der Stützmauer gelehnt, standen nun mein Kamerad Anders und ich, um jeder eine der Brauerstraßen zu zeichnen.

Die Pause zwischen den zwei Zeichenstunden war zu kurz, um in ihr zur Schule hin und zurück gehen zu können. So zeichneten wir einfach die Pause hindurch weiter, als wir plötzlich durch das Fenster bemerkten, wie ein Bäckergeselle aus der Kellerbackstube eine große Platte mit frischen Apfelschnitten in den Laden hinauftrug. Kurz entschlossen klappten wir unsere Zeichenblocks zusammen, kauften uns jeder eine Apfelschnitte und gingen damit auf den Ponton des nahen Fischmarktes, um sie dort auf einer Bank, gewissermaßen „auf der Elbe" zu verzehren. Das war unsere Pause, die natürlich länger ausfiel als sie durfte.

Bei Beginn der nächsten Zeichenstunde nach einer Woche legten wir Herrn Weber unsere noch unfertigen Zeichnungen vor. Herr Weber meinte dazu: „Daß Sie gezeichnet haben, sehe ich, wie kommt es aber, daß ich Sie dort gar nicht getroffen habe?" Da fielen mir die Apfelschnitten ein, und ich berichtete davon. Ohne weitere Worte darüber zu verlieren, schickte uns „Muck" nun wieder zum Tatort zurück. Kaum waren wir beim Arbeiten, als auch schon ein Junge uns kameradschaftlich auf das Nahen unseres Lehrers aufmerksam machte mit den plattdeutschen Worten: „De lütte Geele kummt" (der kleine Gelbe kommt). Dann sahen wir ihn auch schon mit seinem großen Schlapphut, sorgfältig gebundener Künstlerkrawatte und hellgelben Schuhen (daher „de Geele") herankommen, so daß wir uns auf einen ungemütlichen Rüffel gefaßt machten. Aber „Muck" korrigierte in aller Ruhe unsere Zeichnungen, ohne die Pausenangelegenheit auch nur zu erwähnen. Als dann wieder Apfelschnitten in den Laden hinaufgetragen wurden, brach er plötzlich die Korrektur ab, ging in den Laden, holte drei frische noch warme Apfelschnitten und gab uns wortlos jedem eine ab.

Darauf wanderten wir gemeinsam zum Fischmarkt auf den Ponton, an dem gerade ein Finkenwerder Kütter sich zur Abfahrt rüstete. Auf dem Heck des Schiffes saß, umgeben von Haufen leerer Fischkörbe, eine dicke Fischfrau in Insulanertracht, behäbig und voller Würde. „Muck" ergriff schnell einen unserer Zeichenblocks und bannte mit wenigen Srichen die Alte aufs Papier, die, als sie diesen Überfall bemerkte, mörderlich zu schimpfen begann. Aber gerade legte das Schiff ab und fuhr mit der immer noch schimpfenden und heftig gestikulierenden Alten die Elbe abwärts, unter unserem gemeinsamen Gelächter. Dann aber mußten wir wieder an unsere Arbeitsstelle. Wir bedankten uns für die Apfelschnitten, hocherfreut ob dieser verständnisvollen

Art eine Rüge zu erteilen. Wir hatten in unserem Lehrer einen väterlichen Freund erkannt.

Als der Weltkrieg 1914 begann, war es Peters-Weber natürlich nicht möglich, den feldgrauen Rock anziehen zu können. Aber es trieb ihn, seine Kraft, soweit es ihm möglich war, dem Vaterlande zur Verfügung zu stellen. So begleitete er Liebesgabentransporte bis kurz hinter die Front. Dadurch kam ein altes Lungenleiden wieder zum Ausbruch und setzte schon 1915 seinem Leben und Wirken ein vorzeitiges Ende. Uns alten Christianeern aber, die wir ihn als Lehrer hatten, bleibt „Muck" unvergessen.

Johannes Thomsen

FAMILIENNACHRICHTEN

Verlobt: Fritz Chrambach mit Marion Gröhnke
Hamburg, im Dezember 1950
Groß-Flottbek

Geburten: Ein Sohn — Behrend-Christian
Behrend-Janssen Schuchmann, Hamburg-Blankenese

VEREINIGUNG EHEMALIGER CHRISTIANEER

BERICHT ÜBER DAS ZUSAMMENSEIN DES VEC AM 28. 12. 1950

Wie seit dem Wiedererstehen des VeC üblich und für viele bereits zur liebgewordenen Tradition geworden, trafen sich zwischen Weihnachten und Neujahr die Ehemaligen im Lokal „Zum Vossberg" in Groß-Flottbek. So nach und nach fanden sich an 100 Mitglieder und Gäste ein. Die Boxen des Versammlungsraumes begünstigten wieder die Cliquenbildung, da sie sich meist jeweils mit Teilnehmern einzelner Jahrgänge füllte. Mag auch sonst eine Cliquenbildung bedauerlich sein, wird man sie bei uns billigen können, denn in erster Linie wollen sich natürlich diejenigen treffen, welche sich von der Schule her kennen. So eignen sich die VeC-Veranstaltungen auch sehr für Klassenabende. Allmählich werden sich dann die Klassen und Cliquen in das große Ganze des VeC einfügen. Bedauernswert diejenigen, die als Einzelgänger auftraten! Warum? Weil sie sich vorher nicht mit alten Kameraden verabredet hatten!
Der Vorsitzende konnte insbesondere den warmen Förderer des VeC, den Schulleiter des Christianeums, Herrn Oberstudiendirektor Dr. Lange, und Herrn Rechtsanwalt Dr. Raabe, den Vorsitzenden des Vereins der Freunde des Christianeums, begrüßen.

In launigen Worten ergänzte unser Vorstandsmitglied, Herr Oberstudienrat Dr. Onken, die Schilderungen des Schullebens, wie sie die letzten Nummern des „Christianeums" gebracht hatten.

Und dann noch eines: erfreulicherweise verwandelte sich eine große Zahl nichtzahlender Mitglieder (die die Satzung auch nicht kennt!) in zahlende, so daß der verdienstvolle Kassenwart, Herr Liesegang, eine hübsche Summe für die notleidende Vereinskasse, d. h. zur Hälfte für das „Christianeum", vereinnahmen und den Betreffenden das bisher als Druckmittel vorenthaltene „Christianeum" aushändigen konnte.

Otto v. Zerssen

Vereinigung ehemaliger Christianeer

Der Kassenwart Carl Liesegang, Hamburg-Rissen, Wespenstieg 1, bittet dringend um baldige Zahlung des Mitgliedsbeitrages für das Jahr 1951 = 3,— DM unter Angabe der Mitgliedsnummer.

Das Geschäftsjahr entspricht dem Kalenderjahr.
Auch für 1949 und 1950 stehen noch viele Beiträge aus, die hiermit nochmals angemahnt werden.

Konten: Postscheckkonto Hamburg 107 80
Hamburger Sparkasse von 1827, Kontonummer 65e/982 729

Von den Ehemaligen:

Gestorben ist am 6. Januar 1951 unser verehrtes Mitglied, Herr Oberschulrat Heinz Schröder, der langjährige verdiente Lehrer am Christianeum.

Ferner beklagen wir das Ableben unseres ältesten Mitgliedes, des Herrn Pastor i. R. Heinrich Meyer (Abiturient 1883), Hamburg-Groß Flottbek, Beseler Straße 8 I.

Verheiratet haben sich:

Dr. med. Uwe Kühl mit Edwina Stephan
am 21. Juli 1950

Hubertus Korndörfer mit Ruth Kanisch
am 1. September 1950

Otto Wienand Hillebrecht mit Annemarie Schwander
am 17. Oktober 1950

Verlobt haben sich:

Jörn Fleeth in Herten mit Helmi Ranglack
am 13. September 1950

und das Mitglied unseres Vorstandes
Hermann Richter mit Ingeborg Viechelmann
Weihnachten 1950

Leider verlor unser lieber Hermann Richter wenige Tage darauf seinen Vater.

Zum Baudirektor befördert wurde unser langjähriges Mitglied Dr. Bernhard Kressner.

Zum Dr. jur. promovierte Hansjörgen Strieder.

Die Mitglieder des VeC werden gebeten, Angaben, die ihr persönliches Schicksal betreffen und für die Ehemaligen von Interesse sind, entweder dem Schriftleiter oder einem Vorstandsmitglied des VeC zur Veröffentlichung im „Christianeum" mitzuteilen.

Otto v. Zerssen

BUCHBESPRECHUNG

Römisches Erbe, ein Lesebuch lateinischer Literatur, ausgewählt und mit Einführungen und kurzen Lebensbeschreibungen der Dichter versehen von Dr. Ludwig Voit und Dr. Hans Bengl, mit einem Abriß der römischen Kultur- und Kunstgeschichte von Dr. Heinz Kähler.

384 Seiten, 97 Kunstdrucktafeln und 2 Heimatkarten römischer Dichter. Format 24,5 × 17,5 cm. Ganzleinen 6,35 DM.

Ein nach Inhalt und Ausstattung ausgezeichnetes Buch, das hier angezeigt zu werden verdient, weil es allen ehemaligen Gymnasiasten Freude machen wird und vorzüglich der Erhaltung des humanistischen Gedankens dient.

ACHTUNG!

Nächstes WINTERFEST

des Vereins der Freunde des Christianeums

am Sonnabend, dem 3. November 1951

in der Elbschloßbrauerei Nienstedten

VEREIN DER FREUNDE DES CHRISTIANEUMS ZU HAMBURG-ALTONA E. V.

Die Mitglieder wollen bitte die Beiträge (Jahresbeitrag mindestens 3,— DM) gemäß § 5 der Satzung jetzt zu Anfang des Geschäftsjahres (zweckmäßig bis Pfingsten) zahlen an

1. Postscheckkonto Hamburg Nr. 402 80,
2. Neue Sparkasse von 1864 in Hamburg Nr. 42/212,
3. Hausmeister des Christianeums (nur bei Barzahlung).

Im Laufe des abgelaufenen Geschäftsjahres 1950/51 hat der Verein der Freunde des Christianeums 2324,50 DM an das Christianeum gezahlt (davon sind 1824,50 DM das Ergebnis des letzten Winterfestes). Die Herren Dir. H. Mohr, Dir. H. Sempell und Dir. Phil. Reemtsma und die Margarine-Verkaufs-Union haben durch erhebliche Spenden beigetragen, dieses gute Ergebnis herbeizuführen. Durch diese Summe hat das Christianeum erhalten: eine Bühne, eine Gravitationswaage (von Newton), ein Fluxmeter-Galvanometer, eine Oboe, ein Fagott, einen Vervielfältigungsapparat und viele Neuanschaffungen für die Schülerbücherei, die Lehrerbücherei und die Hilfsbücherei.

Dr. Nissen, Hamburg-Altona, Lisztstr. 45 II

AUS DEM KOLLEGIUM:

Prof. Dr. Hans Oppermann sprach in Hamburg, Harburg, Bergedorf und Glückstadt über Weihnachten in Wilhelm Raabes Werk und über seine Erzählung Fabian und Sebastian.

INHALT

In Memoriam . . . . . Seite 3

Aus dem Leben der Schule . . . . . „ 4

Abschiedsworte des Abiturienten der A 12 g
Thomas Lange-Brock . . . . . „ 6

Oberstudiendirektor Professor Dr. Robert Grosse . . „ 7

Heinrich Christian Schumacher . . . . . „ 8

Vor 200 Jahren, Cäsar am Rubikon . . . . . „ 12

Von alten Christianeern . . . . . „ 13
Unsere alte Orgel

3–3–3 Wiederbegegnung mit einem alten Bekannten „ 16

Muck und die Apfelschnitten . . . . . „ 17

Familien-Nachrichten . . . . . „ 20

Vereinigung ehemaliger Christianeer (V. e. C.) . . . . „ 20
Bericht über das Zusammensein des V. e. C.
am 28. Dezember 1950.

Von den Ehemaligen . . . . . „ 21

Buchbesprechung . . . . . „ 21

Geschäftliches . . . . . „ 21

Schriftleiter: Dr. R. Schmidt, Hamburg-Altona, Philosophenweg 8.
Druck von Kahl & Domms, Hamburg-Altona, Clausstraße 6.

CHRISTIANEUM

MITTEILUNGSBLATT DES VEREINS DER FREUNDE DES CHRISTIANEUMS IN VERBINDUNG MIT DER VEREINIGUNG EHEM. CHRISTIANEER

7. JAHRGANG - HEFT 2 - OKTOBER 1951

Leider mußte der sonst an erster Stelle erscheinende Bericht über die Ereignisse im Schulleben ausfallen. Dafür wird das nächste Heft die Zusammenstellung für den gesamten Berichtsabschnitt nachholen, u. a. ausführlich berichten von der Englandfahrt unserer Schule, dem Gegenbesuch der englischen Gastgeber und dem so erfolgreich und glücklich ins Leben gerufenen Schüleraustausch.

Der Herausgeber.

ANTIKE TRÄUME VOM FERNEN GLÜCK

Strahlend und heiter erscheint zumeist die hellenische Lebensauffassung. Aber unverkennbar erhebt sich dahinter dunkel und ernst eine pessimistische Bewertung des menschlichen Lebens. Schon der homerischen Dichtung ist solche Betrachtung nicht fremd: das Kommen und Gehen der Menschengeschlechter gleicht dem Lose der Blätter im Walde, die der Frühling sprießen läßt und der Herbstwind auf die Erde streut (Ilias 6, 146 ff.); und zu der Vergänglichkeit kommt das Leidvolle des Lebens, der eine erfährt nur dieses, der andere immerhin im Wechsel Heil und Unheil, wie Zeus es gerade aus den beiden Krügen des Schicksals spendet (Ilias 24, 525 ff.). Von Hesiod aber hören wir gar die Klage, daß es ihm nicht beschieden wurde, in einem anderen Zeitalter zu leben als in dem jetzigen „eisernen", in dem Trug und Gewalt herrschen und Not und Sorge dem Menschen bis in die Nacht folgen (Werke und Tage 174 ff.). Auch Pindar spricht in einprägsamen Bildern von der Flüchtigkeit des Lebens: nur ein Eintagswesen ist der Mensch, eines Schattens Traum (8. pythische Ode). Und bei Sophokles begegnet jene weltmüde Chorbetrachtung: am allerbesten ist es, nie geboren zu sein, das beste danach, so früh wie möglich zu sterben (Ödipus auf Kolonos 1224 ff.).

Wo aber die Unzulänglichkeiten und Belastungen des Lebens so tief empfunden werden, da schafft zum Ausgleich die dichtende Phantasie Bilder eines wunderbaren Glückes, in denen sich die Sehnsucht des menschlichen Herzens erfüllt. Nicht in räumlicher oder zeitlicher Nähe ist solch Glück zu finden, sondern in weiter Ferne — in entlegener Vorzeit oder auch an der Grenze der Welt.

Am Anfang der Geschichte — bevor, wie man glaubte, der fortschreitende Abstieg der Menschheit begann — war das goldene Zeitalter, eine selige Menschenwelt, wie Hesiod sie schildert:

Jene lebten dahin wie Götter ohne Betrübnis
Fern von Mühen und Leid, und ihnen nahte kein schlimmes
Alter, und immer regten voll Kraft sie Hände und Füße,
Freuten sich festlicher Mahle, und ledig jeglichen Übels
Starben sie, übermannt vom Schlaf, und alles Gewünschte
Hatten sie. Frucht bescherte die nahrungspendende Erde
Immer von selber, unendlich und vielfach. Ganz nach Gefallen
Schufen sie ruhig ihr Werk und waren in Fülle gesegnet.

(Werke und Tage 112 ff.). 1)

Versetzt Hesiods Schilderung in eine ferne vergangene Zeit, so führt Homers Phäakendichtung zu einem glücklichen Volke fern im Raum. Auf der Insel Scheria wohnen sie, die Phäaken, in der entlegenen Weite des Meeres, dadurch zugleich vor feindlichem Angriff geschützt. So können sie sich rühmen:

Niemals lebte ein Mann und wird auch nimmer geboren,
Der in das Land der Phäaken mit böser Absicht gelange,
Schlimmes uns anzutun, uns, die wir Freunde der Götter.
Wohnen wir doch gar fern im lautaufrauschenden Meere,
Ganz entlegen und weit von anderer Völker Berührung.

(Odyssee 6, 201 ff.)

Nicht um Krieg und Waffengebrauch bewegt sich daher ihr Denken,
Sondern um Maste und Ruder und ebenmäßige Schiffe,
Die sind Freude für sie und die Fahrt auf dem schäumenden Meere.

(Od. 6, 272 f.)

Ihre Schiffe sind schnell „wie ein Fittich oder ein Gedanke", wenn sie die Weiten der See durcheilen (Od. 7, 34 ff.). Aber die Meister der Meerfahrt sind auch vortrefflich im Wettlauf, im Tanz und Gesang, sie lieben auch das Mahl, den Wechsel der Gewänder, warme Bäder und das Ruhelager (Od. 8, 247 ff.).

---

1) Die metrischen Übersetzungen aus Hesiod und Homer sind nach Thassilo von Scheffer, die aus Pindar nach Ludwig Wolde wiedergegeben, mit einigen geringfügigen Änderungen.

Herrlich ist das Klima ihrer Insel, das ihnen die schönsten Früchte das ganze Jahr gedeihen läßt (Od. 7, 115 ff.). Sie stehen in Wahrheit den Göttern nahe, die auch leibhaftig an ihren Opfermahlen teilnehmen und sich nicht verbergen, wenn ein Phäake auf einsamem Pfade ihnen begegnet (Od. 7, 201 ff.).
Aber das mythische Volk auf Scheria ist nicht das einzige, in dem hellenischer Dichtergeist leidloses, seliges Leben veranschaulicht hat. Wie die Phäaken bei Homer, so bewohnen bei Pindar die Hyperboreer ein Wunderland in weitester Ferne.

Zu Schiff nicht und auch zu Lande nicht fändst den Weg du,
der ein Wunder ja ist, zu der Hyperboreer Fest.

(10. pyth. Ode.)

Nur Götterlieblingen der Vorzeit, wie Perseus, war es vergönnt, dorthin zu gelangen und die Festfreude des glücklichen Volkes zu teilen. Besonders an Apoll, der gern bei ihnen weilt, richten die Hyperboreer ihre Opfer und Gebete, und musisch verschönt werden ihre Feste durch den Klang der Leier und Flöte und den Reigen der Mädchen.

Mit Lorbeer, mit dem gold-
nen schmücken ihr Haar sie
und sitzen zu Tische voll frohen Muts.
Und nicht Seuchen, nicht das zehrende Alter naht sich
dem erlauchten Geschlecht; von Mühsal frei, von Hader frei
leben sie und kennen
der strengen Nemesis Walten nicht.

(10. pyth. Ode.)

Der Name Hyperboreer weist nach antiker Deutung auf den hohen Norden als Wohnsitz des gepriesenen Volkes, auf

jenes Land, das
Boreas' eisigem Hauch
jenseit sich erstreckt . . .

(3. olymp. Ode.)

„Über den Nordwind hinaus" verlegt auch später noch die Vorstellung der römischen Geographen das hyperboreische Wunderland. Sie wissen aber auch Eigenes darüber zu erzählen, besonders, wie das friedlich schöne Leben dort für den einzelnen seinen Abschluß findet. Es ist nicht das Gefühl des Überdrusses am Leben, das schließlich den Hyperboreer erfaßt, sondern nur das Empfinden, genug gelebt zu haben. Ist es aber dahin gekommen, so tafeln sie noch ein letztes Mal und stürzen sich dann, mit Kränzen geschmückt, heiteren Sinnes, von einem Felsen ins Meer, um den Tod zu finden (Mela 3. Buch, 5. Kap., Plinius nat. hist. 4, 89).
Die antike Dichtung hat jedoch auch schon früh denen, die an Gesinnung und Tat das Menschenmaß überragen, ein besonderes Schicksal zuteil werden lassen. Es sind die Heroen und Edlen, die mit einem seligen Leben fern von den Menschen an den Grenzen der Erde belohnt werden.

Und dort wohnen sie nun mit kummerentlastetem Herzen
Auf den seligen Inseln und bei des Okeanos Strudeln,
Hochbeglückte Heroen . . .

(Hesiod, Werke und Tage 170 ff.)

Dort wo

Nimmer sich wandelt der
Sonnentag, genießt der Edle allzeit ein
Leben, das kennet Mühsal nicht . . .
Es umweht
kühler Hauch der Seligen
Eiland, den das Weltenmeer schickt.
Blumen flammen da wie Gold;
die Flur lässet leuchtend
sie im Zweigicht erblühn
und andre im Wasser.

(Pindar, 2. olymp. Ode.)

Ähnlich ist die homerische Vorstellung von Elysions Flur (Odyss. 4, 561 ff.). Wer aber solch wunderbaren Loses gewürdigt wird, dessen Glück ist schon zu vergleichen dem glanzerfüllten Leben der Olympier selbst, von deren Wohnsitz es heißt:

Des Äthers schimmernde Bläue
Breitet sich wolkenlos, durchflutet von strahlendem Lichte,
Wo die seligen Götter die Reihe der Tage genießen.

(Odyss. 6, 44 ff.)

Ja, die hellenischen Dichter wußten herrlich zu träumen. Aber sie sahen auch wieder die Wirklichkeit und ihre strengen Forderungen zu klar, als daß sie eine schwächliche Resignation gelehrt hätten. Vielmehr entsprang ihrer Einsicht in die Nöte des Lebens die Mahnung zu tapferer Selbstbehauptung und stetiger Arbeit. Denn „vor die Tüchtigkeit setzten die Götter den Schweiß, und ein ausharrendes Herz verlieh dem Menschen das Schicksal" (Werke und Tage 289, Ilias 24, 49).

Lau

WER ENTDECKTE NUN AMERIKA?

Zum Columbus-Jubiläumsjahr 1951

Von

Herbert Weise

Wenn man sich über Christoph Columbus, den allgemein anerkannten Entdecker von Amerika, informieren will, greift man natürlich zu Biographien, wälzt Lexika, studiert in anderen wissenschaftlichen Werken und stößt bereits beim Geburtsjahr des großen Genueser auf Unstimmigkeiten: 1446, 1447 oder 1451 steht dort zu lesen. Was soll gelten?

Vor mehr als zehn Jahren haben Genueser Gerichtsakten endlich Klarheit hierin gebracht. Nach diesen ist Columbus sowohl als Kläger wie auch als Zeuge vor den Schranken des Gerichts erschienen und hat dort laut Protokoll sein Alter persönlich angegeben. Danach steht heute fest, daß Christoph Columbus zwischen dem 25. August und dem 31. Oktober des Jahres 1451 geboren sein muß, so daß im Jahre 1951 die fünfhundertste Wiederkehr des Geburtstages des bekanntesten aller Entdecker zu feiern ist.

Nun soll aber Columbus nur der Wiederentdecker Amerikas gewesen sein; denn etwa 500 Jahre vorher hätten bereits die Normannen zum ersten Male den Boden der Neuen Welt betreten!

Es besteht heute kein Zweifel mehr darüber, daß normannische Wickinger um das Jahr 1000 das Vinland, Labrador und auch Neufundland erreicht hatten, also die Gebiete im Osten Amerikas, wo heute Kanada und die USA. zusammenstoßen. Die Suche nach Neuland, Wagemut und Abenteurerlust mögen die Triebfedern gewesen sein, die jene mit den Elementen des Meeres vertrauten Seefahrer des europäischen Nordens veranlaßt haben, ihre skandinavische Heimat zu verlassen. So kannten sie die Inselwelt der Faröer, die Shetlands, Island; und um 985 kolonisierten sie bereits Grönland, das im Sommer an seinen Gestaden grüne Land. Von dort aus trieb sie ihre Kühnheit weiter hinaus auf den Ozean gen Westen bis an die Küsten einer neuen Welt.

Aber auch die Männer dieser ersten Jahrtausendwende waren nur Wiederentdecker gewesen! Wenn auch die Frage einer vornormannischen Entdeckung und Besiedelung des hohen Nordens und des amerikanischen Festlandes in manchen Teilen noch umstritten ist, so sind doch — wenn auch lückenhafte und vielleicht im Laufe der Zeit auch etwas veränderte — Berichte vorhanden, die keinesfalls in das Gebiet der Fabel verwiesen werden können. Der 484 auf Irland geborene Mönch und Gelehrte Brandan hat mehrere Reisen unternommen, wobei er sein eigener Schiffszimmermann gewesen war. Nach alten Dokumenten hat dieser kühne und kluge Seefahrermönch nicht nur die Faröer und die Shetlands kennengelernt, sondern er hat auch von einer Insel mit warmen und kalten Quellen gesprochen, vermutlich war es Island. An einer anderen Stelle hat er von dichten Nebelbänken in Verbindung mit einem unvorstellbaren Fischreichtum geschrieben, was auf die Gegend um Neufundland deuten könnte. Nach seinen Beschreibungen ist er vermutlich bis nach

Florida gekommen. Es war das gelobte Land, das er nach seiner Meinung gefunden hatte, und von dem er natürlich ebensowenig wie sein großer Nachfahre Columbus wußte, daß es Amerika war.

Columbus selbst forschte in Brandans Werken, und er soll sogar auf Irland gewesen sein, um dort persönlich seine Studien über die Normannenfahrten treiben zu können.

Aber auch diese vornormannischen Entdecker hatten einen Vorläufer in einem Mann, der etwa 800 Jahre früher lebte und der seine Reisen bis in den hohen Norden Europas ausdehnte: Pytheas von Massilia. Dieser griechische Seefahrer fuhr um 330 vor der Zeitenwende von seiner Heimat, dem heutigen Marseille, nach dem Zinnland Britannia und vom Norden dieser Insel in einer sechstägigen Reise zur sagenhaften Insel Thule, die er bewohnt fand. Lange Zeit hat man dieses Thule mit Island gleichgesetzt; erst die spätere Forschung verlegte es an die mittlere norwegische Küste. Und einige Tagereisen nördlich von Thule soll nach Pytheas „das geronnene Meer" beginnen. Damit dürfte die Verbindung Pytheas' mit der Geschichte der Seefahrt im Norden der Erde gegeben sein.

Die Keimzelle, von der die Entdeckungsfahrten nach Amerika ausgingen, lag zweifellos im europäischen Norden. Wenn es uns heute merkwürdig erscheint, daß die zeitlich weit voneinander gelegenen Fahrten einzelner mutiger Männer wieder im Dunkel des Vergessens untertauchten, so darf man die geistige Vorstellungswelt jener Zeiten nicht außer acht lassen. Die Enge des Gesichtskreises war es, die die Lichtblicke, welche diese Entdeckungen brachten, wieder verblassen ließ, wie später auch die große Tat des Columbus. In der Größe ihres Wirkens waren alle jene Entdecker ihrer Zeit weit vorausgeeilt; die Welt konnte die Folgen dieser Taten noch nicht überblicken.

Wie der berühmte Geograph des Altertums, Strabo, die Leistungen eines Pytheas einfach nicht anerkannte, so wenig fand die kühne Fahrt eines Columbus den Widerhall in dem goldhungrigen Europa, als die Suche nach dem Dorado, dem sagenhaften, Goldland erfolglos geblieben war. Und ebenso war der Kreis der vornormannischen und normannischen Völkergruppen viel zu eng, als daß die Größe ihrer Entdeckungstaten diesen zu sprengen vermochte.

Dennoch war die Entdeckung der Neuen Welt durch Columbus eines der folgenreichsten Geschehnisse in der Menschheitsgeschichte. Mit dem 12. Oktober des Jahres 1492, dem Tage, an dem Columbus auf der kleinen Insel Guanahani landete, war ein neuer Erdteil gefunden worden. Man hatte ihn zwar nicht gesucht, war aber bei den Bemühungen um einen Seeweg nach den sagenhaften Schätzen und begehrten Gewürzen, von denen einst ein Marco Polo berichtet hatte, auf ihn gestoßen, um ihn nie wieder zu vergessen.

ACHTUNG!

NÄCHSTES WINTERFEST

des Vereins der Freunde des Christianeums
am Sonnabend, dem 3. November 1951
in der Elbschloßbrauerei Nienstedten.

UNSERE ALTEN BILDER

Während meines letzten Besuches bei Prof. Otto Lehmann, dem kürzlich im Alter von 86 Jahren verstorbenen hochverdienten Direktor des Altonaer Museums, erfuhr ich, daß die auf Seite 128 der 200-Jahrschrift des Christianeums abgebildete Büste des 1773 verstorbenen Professors Georg Christian Maternus de Cilano sich als Leihgabe des Christianeums im Altonaer Museum befinde. Als ich diesem Hinweis nachging und im Altonaer Museum vorsprach, mußte ich zwar den betrübenden Bescheid entgegennehmen, daß die wertvolle Wachsbüste während eines Luftangriffes vernichtet worden sei, aber mir wurde gleichzeitig mitgeteilt, daß andere Leihgaben noch vorhanden seien.

Wie sich herausstellte, handelte es sich um die fünf Ölbildnisse, die seit kurzem nach jahrzehntelanger Entfremdung das ehrwürdige Alter unserer Schule erneut in Erscheinung treten lassen. Der bekannte Hamburger Konservator Hubert Weissen hat mit Liebe und Verständnis die wiedergewonnenen Bilder, die während ihrer Magazinierung recht unansehnlich geworden waren, gereinigt und teilweise von entstellenden Übermalungen befreit, so daß ihr gegenwärtiges Aussehen nahezu den Zustand der Originalfrische wiedergibt.

Karl Arnold, Direktor des Christianeums von 1894 bis 1910, hat anscheinend, wie wenigstens den auf den Rückseiten zweier Bilder aufgeklebten Zetteln entnommen werden kann, die Bildnisse dem Altonaer Museum zur Verfügung gestellt. Die Schule selber hat weder Unterlagen noch Erinnerung, daß die Bilder einmal ausgeliehen worden sind, und bei der Eintragung im Katalog des Museums ist kein Jahresdatum vermerkt.

Wen stellen diese Bilder dar und was bedeuten sie uns? — Die drei Brustbildnisse sind die älteren Bilder und bilden insofern eine zusammenhängende Gruppe, als sie die Männer darstellen, die an der Gründung bzw. Einweihung des Christianeums mitgewirkt haben. Wie aus einer Beschreibung der Stadt Altona vom Jahre 1747 hervorgeht, waren diese Bilder zusammen mit einem vierten, bis jetzt noch nicht wieder aufgetauchten Porträt, das den Propst und Gymnasiarchen Johannes Bolten darstellte, als besonderer Schmuck im großen Auditorium des alten Gebäudes in der Hoheschulstraße aufgehängt worden. Für uns von besonderer Bedeutung ist das Porträt des altonaischen Präsidenten Bernhard Leopold Volckmar von Schomburg, in dem wir den geistigen Vater und eigentlichen Gründer unserer Anstalt zu erblicken haben. Seinen Bemühungen und wiederholten Vorstellungen beim König ist es zu verdanken, daß 1738 aus der 1725 eröffneten Lateinschule ein a k a d e m i s c h e s Gymnasium wurde. *)

Schomburg war neben dem Grafen Schulin mit der markgräflichen Familie von Brandenburg-Kulmbach ins Land gekommen und stand als hervorragendes Mitglied der Kulmbachschen Partei in besonderer Gunst bei der Königin, einer geborenen Prinzessin von Brandenburg-Kulmbach. Nachdem deren Bruder, der Markgraf Friedrich-Ernst, Statthalter der Herzogtümer Schleswig-Holstein geworden war, hatte Schomburg seine Laufbahn in dänischen Diensten 1731 als Justiz- und Regierungsrat in Glückstadt begonnen. Als der König im Jahre 1736 in Altona weilte, wurde er, erst zweiunddreißig Jahre alt, zum Präsidenten der Stadt ernannt. Mit ungewöhnlicher Energie und richtigem Scharfblick für die Entwicklungsmöglichkeiten der jungen Stadt widmete sich der befähigte Beamte der Aufgabe, dem bis dahin im Schatten der großen Hansestadt ein bescheidenes Dasein führenden und sich nach der im Jahre 1713 von dem schwedischen Heerführer Graf Stenbock planmäßig durchgeführten Einäscherung nur allmählich erholenden Ort ein kräftigeres Leben einzuhauchen.

In den von einem Hamburger Beamten aufgezeichneten und im hamburgischen Staatsarchiv aufbewahrten „Äußerungen", die man einem Interview ver-

*) Anmerkung: Eine Schomburg allein gewidmete Darstellung und Würdigung seines Lebens fehlt noch. Für diesen Aufsatz wurden in erster Linie Akten des Hamburgischen Staat.archivs (Cl II nr. 21 b Vol. 5 Pars 1 u. 2) benutzt, auf die mich Herr Girlinger, Archivar der Stadt Altona, in liebenswürdiger Weise aufmerksam machte. Bobé: Efterladte Papirer fra den Reventloke Familiekreds (Kopenhagen), das wahrscheinlich Nachrichten über Sch. enthält, stand leider nicht zur Verfügung, ebenso wenig konnten die Archive in Kopenhagen benutzt werden.

gleichen könnte, weist Schomburg nach seinem 1746 im Zusammenhang mit dem Regierungswechsel durch Intriguen herbeigeführten Rücktritt selbstbewußt darauf hin: er habe Altona aus einem Neste zu einem ansehnlichen Orte gemacht. So betont er, daß unter seiner Präsidentschaft die allein für die Mittelmeerfahrt bestimmte altonaische Flotte auf über dreißig Schiffe angewachsen sei, nicht zuletzt durch seine persönliche Beteiligung am Seehandel. Und — fügt der in seinem Stolz offenbar empfindlich Gekränkte hinzu — es werde sich zeigen, ob sich nach seinem Fortgang noch sechs Schiffe halten könnten.

Bernhard Leopold Volckmar von Schomburg

Es besteht wohl kein Zweifel, daß der ideenreiche, bewegliche und tatkräftige Mann, der Mitglied des Commerzkollegiums war, auch ein guter „Geschäftsmann" gewesen ist. Gehässige und neidische Gegner konnten es sich nicht versagen, dem kaltgestellten Beamten einige Schmähdrucke mit Spottbildern und boshaften Texten auf seine angebliche Geldsucht und schlimmer noch — Bestechlichkeit zu widmen.

Aber nicht nur auf die wirtschaftliche Hebung und die stadtpolitische Lenkung Altonas war Schomburg bedacht — er hatte übrigens 1740 durch Beilegung von Grenzstreitigkeiten, die zwischen Hamburg und Altona bestanden hatten, beiden Parteien hohe Achtung abgenötigt —, sondern gerade die Förderung Altonas auf kulturellem Gebiete hat ihm am Herzen gelegen. Wohl konnte er bei seinen gleich zu Beginn seiner Amtszeit unternommenen Bemühungen um die Gründung des Christianeums auf die politischen Verhältnisse Schleswig-Holsteins hinweisen, das nur im herzoglich-Gottorpschen Anteil eine Universitä — Kiel nämlich —, jedoch nicht eine solche im dänisch verwalteten Gebiet besaß. Wir sind aber durchaus berechtigt, diese Bestrebungen des „Kenners

der Gelehrsamkeit" höher zu würdigen. Direktor Flessa schrieb damals von ihm: . . . cuius merita vel in civitatem, vel in rem scholasticam quo pacto quis eloquatur? . . . is igitur, qua ardebat cupiditate urbi nostrae nova incrementa, nova decora adiungendi, facile vidit, rem scholasticam ordinari accuratius, ad eamque accessiones fieri posse.*)

So dürfen wir die überschwenglich klingenden Worte der Einweihungsode, die Prof. Henrici dichtete, ernster nehmen, als man sonst bei Lobgedichten jener Zeit zu tun geneigt ist.

„Erhabne Stadt, wem dankst du dies?
Wer ist's, der Pracht mit Ruhm verbindet?
Die Fürsicht zeichnete den Riß:
Wer hat den späten Bau gegründet?
Oh! nenne deinen Schomburg hier,
Sie selbst, die Fürsicht gab ihn dir,
Ihm war dein größ'rer Flor vertrauet.
Dein König, der mit weiser Macht
So manchen stolzen Bau vollbracht,
Hat hier durch Schomburgs Hand
Der Weisheit Sitz erbauet."

Schomburg scheint sich kein geringeres Ziel gesteckt zu haben, als durch die Errichtung des Vierfakultäten-Gymnasiums den Grund zu einer Altonaer Universität zu legen. Erst durch die Vereinigung des Gottorper Anteils mit dem königlichen im Jahre 1773, wurde diese durchaus im Bereich des Möglichen gelegene Entwicklung abgebrochen.

Stellen wir noch fest, daß der 1743 vollendete, von dem berühmten Architekten Kai Dose geleitete Bau der Altonaer Hauptkirche auf Schomburg zurückgeht, der mit fast prophetischem Geiste das spätere Wachsen der Stadt voraussah und am 11. April 1742 in Gegenwart einer großen Menschenmenge den Grundstein gelegt hatte, daß ferner das Armen- und Polizeiwesen ihre Ausgestaltung durch ihn erfahren haben, daß des weiteren ein größeres Zucht- und Werkhaus mit eigener Kapelle von ihm erbaut worden ist, so müssen wir jenem älteren Schreiber recht geben, der sagte, daß man in Altona keinen Fuß hinsetzen könne, ohne auf ein Schomburgsches Werk zu treten. „Schomburgs Amtszeit war leider zu kurz, als daß er seine wirklich großartigen Ideen zur Erweiterung der Stadt verwirklichen konnte. Erst in der neueren Zeit ist das von ihm entworfene Straßennetz zur Ausführung gekommen. Man kann es daher nur bedauern, daß Schomburg nicht nach der Katastrophe von 1713 Präsident von Altona geworden ist, Altona würde wahrscheinlich eine viel zweckmäßigere Anlage erhalten haben." So urteilte vor 100 Jahren ein Altonaer Geschichtsschreiber.

Bereits nach kaum zehnjähriger Amtszeit, während der er in der Elbstraße wohnte, mußte der für Altona so bedeutende Mann, unter dem die hiesige Präsidentenstelle zu einer der einträglichsten im ganzen Königreiche geworden war, aus dem Staatsdienst ausscheiden, nachdem er zuletzt noch als Oberinspektor des Amtes Wandsbek die dortigen Landratsgeschäfte mitübernommen hatte und zum Staatsrat ernannt worden war. Schomburg zog sich mit seiner in Wernigerode geborenen Gattin Elisabeth von Schubert, die er als gräflich-stollbergscher Beamter kennengelernt haben moche, ins Privatleben auf sein Gut Mehlbeck zurück, das er 1766 verkaufte, um nunmehr in Itzehoe Wohnung zu nehmen.

Daß er — altem fränkischen Adel, dessen Stammsitz Schaumburg in der Grafschaft Pappenheim liegt, entstammend — sich nicht in südlicher gelegene Gebiete Deutschlands oder ins Fürstentum Schwarzburg begeben hat, wo sein Vater beamtet gewesen war, sondern im Königreich Dänemark blieb, läßt darauf schließen, daß er die stille Hoffnung hegte, eines Tages wieder zu Amt und Würden zu kommen. Eine solche Hoffnung wäre durchaus berechtigt ge-

*) Wer vermöchte seine Verdienste gegenüber der Stadt und auf dem Gebiete des Schulwesens hinreichend zu würdigen? . . . Jedenfalls brannte er geradezu, unsere Stadt groß und größer zu machen und erkannte die Möglichkeit, das Unterrichtswesen sorgfältiger auszugestalten und zu erweitern.

wesen — zumal er bei Hof als völlig rehabilitiert galt —, erfüllt hat sie sich nicht. 1771 ist Schomburg, nachdem er bei günstigen Vermögensverhältnissen zweieinhalb Jahrzehnte lang das Leben eines vielseitig interessierten Privatmannes hatte führen können, in der kleinen holsteinischen Landstadt, in der übrigens zeitweilig der Kanzler des Herzogtums wohnte, nicht fern von seiner einstigen Wirkungsstätte, mit 66 Jahren gestorben.
Das 62 zu 77 cm große Bild ist vielleicht eine Arbeit Philipp Wilhelm Oedings, des Zeichenlehrers am Christianeum, der sich u. a. als Maler der im vergangenen Krieg leider verbrannten Altarbilder der oben erwähnten Hauptkirche einen Namen gemacht hat. Das Bild besitzt noch den feinen schmalen Rokokorahmen und vermittelt eine gute Vorstellung von dem energischen Wesen des etwa vierzigjährigen Präsidenten. Über dem vom roten Rock nur zum Teil verdeckten

Graf Rochus Friedrich zu Lynar

Brustharnisch steht der leicht zur Seite gekehrte kräftige Kopf, von dem das dunkle, nur wenig gepuderte Haar in leichten Wellen frei herunterfällt, und dessen volles fleischiges Gesicht die Schatten eines recht dunklen Bartwuchses zeigt. Kleine braune Augen wenden sich nicht ohne Wärme dem Beschauer zu. Verstärkt wird die soldatisch anmutende Erscheinung Schomburgs noch durch Stern und Schärpe des brandenburgischen roten Adlerordens, die die Brust des Dargestellten schmücken. Dieser Mann mag in manchem etwas rauh und derb, aber zupackend und darum nicht immer bequem gewesen sein, dem der Soldatenkönig — oder war es Friedrich d. Gr. — seinen Hausorden sicherlich nicht ohne Sympathie — wir wissen nicht bei welcher Gelegenheit — verliehen haben wird.
Was die Männer, deren Züge die beiden anderen Bilder überliefern, mit dem Christianeum verbindet, ist mehr zufälliger und äußerlicher Natur. In ihrer Eigenschaft als höchste Regierungsbeamte Holsteins waren sie von Amts wegen dazu bestimmt, bei der Einweihung des Christianeums den König, der selber nicht erscheinen konnte, als königliche Kommissare zu vertreten.
Mir persönlich war es eine Freude, ein Bild des Grafen Rochus Friedrich zu Lynar zu entdecken, dessen Züge mir von Bildern vertraut waren, die Pesne, Graff und Therbouche gemalt hatten und die ich im Hause der Fürstin Lynar-Redern jahrelang tagtäglich sehen konnte.
Abgesehen von seiner Stellung als Kanzler des Herzogtums Holstein — wir würden heute Regierungspräsident sagen — brachte der mit Schomburg be-

freundete Lynar aber auch dem ganzen Wesen seiner Persönlichkeit nach die Voraussetzungen mit, um den königlichen Auftrag der Übergabe der Anstaltsprivilegien auszuführen und bei den Einweihungsfeierlichkeiten an der Spitze zu stehen. Seine Einweihungsrede legt Zeugnis von seinem tüchtigen Geist ab. Sie läßt ebenfalls seine pietistische Erziehung erkennen, die er im Hause Heinrichs XXIV. von Reuß-Plauen, seinem nachmaligen Schwiegervater, genossen hat. Der hochbegabte und fleißige Mann wurde Mitglied der Gesellschaft der Wissenschaften in Kopenhagen. Seine reichen Kenntnisse hat Lynar in zahlreichen Arbeiten kirchlich-theologischen und politischen Inhaltes verwertet. Auf persönliche geistige Bedürfnisse deuten vor allem seine Seneca-Übersetzungen und dichterischen Veröffentlichungen hin. In seinem Hause und in seiner Familie muß schon eine lebhafte Aufgeschlossenheit für Fragen der Wissenschaft, Erziehung und Religion geherrscht haben, anders dürfte es kaum zu erklären sein, daß einer seiner Söhne sich ganz der Theologie zugewandt und den Herrnhutern als Lehrer für ihre Kinder zur Verfügung gestellt hat.

Georg Wilhelm Freiherr von Söhlenthal

Im übrigen war Lynar durchaus ein Mann der großen Welt, der mit der Übernahme des Statthalteramtes von Oldenburg den Gipfel seiner staatsmännischen Laufbahn erreicht hat. Hervortretendes Selbstbewußtsein, eine gewisse Eitelkeit und ehrgeiziges Streben trüben nur leicht das Bild dieses Grandseigneurs, der um seiner Verdienste willen später vom König in den auf 30 Mitglieder beschränkten Orden der Ritter vom Elefanten aufgenommen worden ist. Auf unserem Bild, das aus der Zeit der Einweihung des Christianeums stammt, trägt der Sechsunddreißigjährige auf blauem Samtrock das große gestickte Brustkreuz des Danebrogordens in der Haltung eines Mannes, der sich selber einen hohen Wert gibt.

Als Besitzer der von seinem älteren Bruder geerbten Herrschaft Lübbenau, d. h. eines großen Teiles des Spreewaldes, ist Lynar 1783 im Alter von 75 Jahren gestorben.

Der auf dem dritten Bilde dargestellte Georg Wilhelm Freiherr von Söhlenthal und Lynar waren insofern Geistesgenossen, als beide pietistische Neigungen hatten. Der 1698 in Wien geborene, einer braunschweigischen Familie angehörende Söhlenthal war schon auf der Schule in Halle des Grafen Zinzendorf Freund geworden. Später in Kopenhagen haben er und seine Frau am Hofe den Mittelpunkt eines pietistischen Kreises gebildet. Während Christian VI.

erster Regierungsperiode hat Söhlenthal überhaupt in des Königs nächster Umgebung eine bedeutende Rolle gespielt, vor allem auch als Erzieher des Kronprinzen, der als Friedrich V. seinem ehemaligen Lehrer das Gut Sarlhusen bei Oldesloe geschenkt hat. Als Gutsbesitzer hat Söhlenthal mit an der Spitze holsteinischer Grundherren gestanden, die bedeutende Agrarreformen durchführten. 1738 wurde er zum Administrator der wegen Brudermordes im Hause Ranzau von der Krone eingezogenen Grafschaft Ranzau ernannt, wo er nunmehr sein Heim auf Schloß Breitenburg zu einer Sammelstätte der mährischen Brüder und ihrer Anhänger in den Herzogtümern machte.

Friedrich V.

Der Maler David Nolda, vermutlich auch Maler des vorigen Bildes, ein Schüler des englisch-hannoverschen Hofmalers G. W. Lafontaine, hat den schwärmerisch-weichen Ausdruck des Sechsundvierzigjährigen recht gut festzuhalten vermocht, der im übrigen mit Allongeperücke, pelzgefüttertem Umhang, Großkreuz und außen umgelegter Schärpe des Danebrog und einem zweiten neben dem Spitzenjabot am blauen Bande herabhängenden Orden durchaus dem Kavalierstyp jener Zeit entspricht.

Die beiden großen Kniebildnisse Friedrichs V. (1746—1766) und Christians VII. (1766—1784, gest. 1808) sind bezeichnend für den ersten Abschnitt des Christianeums, nämlich den des Akademischen Gymnasiums, als die Landes-

herren der Anstalt noch ihre besondere Aufmerksamkeit schenkten. Aus der Zeit, als das Christianeum nur noch eins unter anderen Gymnasien war — nach 1773 —, besitzen wir kein Königsbild mehr. Beide Porträts zeigen, den Repräsentationszwecken jener Zeit entsprechend, die Dargestellten als Feldherren, bekleidet mit dem Harnisch und ausgerüstet mit dem Attribut dieser Würde, dem Marschallstab.

Christian VII.

Von besonders feiner Ausführung ist das Bildnis Christians VII., jenes unglücklichen Königs, dem wegen seiner guten Anlagen — er hatte übrigens in Cambridge das juristische Doktorexamen gemacht — ein anderer Lebenslauf vorausgesagt worden war, der jedoch, nach der fatalen Struensee-Episode 1772 zunächst beiseite geschoben, bald wegen Geisteskrankheit die Regierungsgeschäfte doch nicht mehr hätte ausüben können.

Als wahre Prachtstücke sind die mit den Emblemen der dänischen Königsherrschaft verzierten Goldrahmen zu bezeichnen.

Für uns Christianeer dokumentiert sich in diesen fünf Bildnissen, die jetzt in der neu hergerichteten Aula des Christianeums einen würdigen Platz gefunden haben, in eindrucksvollster Form die Geschichte unserer ehrwürdigen Anstalt, auf der im Verlaufe von mehr als zweihundert Jahren tüchtige Männer eine gediegene Bildung erhalten haben. Lintzer

PUAN KLENT, DAS WATT

Weit, weit dehnt sich das Wattenmeer. Nicht die geringste Erhebung zeigt sich. Wie tot liegt der braungraue Schlick. Aber doch ist Leben in ihm, vielfältiges Leben. Allein die Milliarden von winzigen Schnecken, die Wattwürmer in ihren Löchern und die vielen Krebse, die auf ihrer planlosen Wanderung von der Ebbe überrascht, in kleine Tümpel und Pfützen sich zurückziehen mußten, deren Wasser nicht ablaufen konnte.
In der Ferne leuchtet der schmutzig-weiße Schaumstreifen, den die Flut vor sich herschiebt. Schwarzweiße Austernfischer mit roten Beinen und Schnäbeln trippeln geschäftig pickend daran auf und ab, und weiße Seeschwalben gleiten hin und her durch die Luft, immer wieder ins Wasser nach Nahrung stoßend und leise rufend. In der Ferne leuchten die Inseln im Sonnenschein. Sie scheinen in der Luft zu schweben gleich flachen Scheiben, und über allem segeln die Wolken in ewig wechselndem Spiel am stahlblauen Himmel dahin . . .

Timm Lensch 9 g 3

EINDRÜCKE IN LONDON

Als ich zum ersten Male in Harwich meinen Fuß auf englischen Boden setzte, war mir doch etwas eigenartig zumute. Ich sollte für drei Wochen bei Leuten wohnen, die ich noch nie gesehen hatte und die zudem kein Wort deutsch verstanden.
Es ging jetzt sehr schnell. Städte, Felder und Wiesen zogen wie im Fluge an mir vorbei. London! Liverpool-Street-Station. Im Gewimmel der auf dem Bahnhof stehenden Menschen fand ich sehr schnell meinen pen-friend, mit dem ich zwei Jahre lang in Briefwechsel gestanden hatte. Aber was mußte ich zu meinem Schrecken erleben? Ich konnte zunächst ihn und die vielen fremden Menschen nicht verstehen. Es ging mir wie Eichendorff im „Leben eines Taugenichts": „Es war in dem fremden Lande nicht anders, als wäre ich mit meiner deutschen Zunge tausend Meter tief ins Meer versenkt und allerlei unbekanntes Gewürm ringelte sich und rauschte da in der Einsamkeit um mich her und glotzte und schnappte nach mir." —
Es sollte aber sehr bald anders werden. Ich wurde von meinem pen-friend und seiner Familie aufs herzlichste aufgenommen, so daß ich mich schnell an die fremde Umgebung gewöhnte und so auch alle Hemmungen verlor.

Nun konnte ich beobachten. Es ist vieles ganz anders. Das Leben scheint ruhiger und die Menschen wirken rücksichtsvoller. Wirklich fallen zwei Pennies in die Schachtel am Zeitungsstand, wenn man sich im Vorübergehen eine „Daily News" oder „Times" in die Tasche steckt. Ich habe nicht gehört, daß der Händler, wenn er den Kasten entleert und dann seine Rechnung macht, jemals einen Verlust erlitten hat. — Eine Galerie Milchflaschen steht abends vor fast jeder Tür, um am nächsten Morgen in aller Frühe vom Milchmann gegen gefüllte Flaschen ausgewechselt zu werden. — Es ist selbstverständlich, daß man sich immer als letzter an die Schlange am bus-stop anschließt, auch wenn man es eilig hat und hundert Menschen noch vor einem stehen. Es ist, als ob jeder denkt: Mein Vordermann will auch gern schnell nach Hause kommen. — Der Verkehr ist ruhig. Statt vieler Hupen hört man ein ständiges Rauschen, und der Verkehr wickelt sich reibungslos ab, ohne Regeln und Befehle, nach denen sich die Autos zu richten haben. Man stellt sich auf seine Mitmenschen ein. Treffen sich zwei Autos an einer Kreuzung ohne traffic-lights, genügt ein kurzes Winken oder ein freundliches Nicken, und der Fahrer weiß, wem die Vorfahrt zusteht. — Kommt man mit einem schweren Koffer von der Reise, stellt man auf dem Bahnsteig seinen Koffer auf einen der vielen herumstehenden Gepäckwagen. Während man Familie und Freunde begrüßt, wird das Gepäck in die Aufbewahrungsstelle gebracht, von wo man es nachher persönlich wieder abholt. Noch niemals soll einem Reisenden ein Koffer so verlorengegangen sein. Es scheint, in England ist man sich bewußt, auf einer Insel zu leben. Man ist gewohnt, Nachsicht zu üben und Zutrauen zu seinen Mitmenschen zu haben. —

Was soll ich nun von den überwältigenden Eindrücken in den vielen Museen erzählen? Das Britische Museum, die South-Kensington-Museen, die National Gallery und Tate Gallery, Verulamium, die alte römische Stadt, Hampton Court, die Residenz Heinrichs VIII., Windsor Castle, das der König zum Wochenende bewohnt, wenn ihn seine Herrscherpflichten nicht im Buckingham-Palace zurückhalten, der Tower of London, das alte mittelalterliche Gefängnis, das sind Dinge, die jeder selbst sehen muß. —
Unvergeßlich wird für mich mein Besuch im House of Commons bleiben. Ich hatte das Glück, einer Parlamentssitzung zuhören zu dürfen. Große Männer, wie Churchill, Attlee und Eden, waren zwar nicht anwesend. Trotzdem war der Verlauf der Verhandlung sehr bewegt. Man behandelte Probleme der englischen Holzwirtschaft. Gesprochen wurde ruhig. Die Abgeordneten melden sich zum Wort. Und erst mit des Speakers Zusage erhalten sie das Recht zu sprechen. Die Abgeordneten sprechen völlig frei, stehend vom Platz aus. So bekam ich von der Parlamentssitzung den Eindruck einer sachlichen Diskussion, die fast familiären Charakter zeigte. —
Man kann in der kurzen Zeit von vier Wochen nur Eindrücke sammeln. Nie bin ich feindlicher Stimmung oder gar Ablehnung begegnet. Der Vater meines pen-friends sagte einmal, das englische Volk wolle nun endlich Frieden mit Deutschland und nie wieder einen Krieg in Europa. Deutschland sei auch gar nicht schuld an dem letzten Kriege gewesen. Man wolle das alles vergessen, vorausgesetzt, daß das, was gewesen sei, nie wiederkehre. Schließlich hätten ja auch beide Parteien unter dem Kriege gelitten, so sagte der englische Vater, und das in London, das in seinem Zentrum, in der Nähe der St.-Pauls-Kathedrale, noch an die Zerstörungen des Krieges erinnert.

Johst Wilmanns 11 g 2

ERLEBNISBERICHT VOM EVANGELISCHEN KIRCHENTAG IN BERLIN

Als Vertreter der Jugend unserer Luthergemeinde durfte ich am Evangelischen Kirchentag in Berlin teilnehmen. Es war für mich ein großes Erlebnis. Schon in dem Bus, der uns von Hamburg nach Helmstedt brachte, spürte man die Gemeinschaft, die während des ganzen Kirchentages die Menschen miteinander verband. Wir waren 33 Jugendliche und vier Erwachsene aus den verschiedensten Gemeinden Hamburgs, aber wir trugen alle das Zeichen der evangelischen Jugend, und das verband uns sofort miteinander.
Nach fünfstündiger Fahrt durch die schöne deutsche Landschaft näherten wir uns Helmstedt. Kurz vor der Zonengrenze bat der Fahrer durch den Lautsprecher, wir möchten alle westdeutschen Zeitschriften beseitigen. Die Jungen, die Fahrtenmesser trugen, wurden gebeten, diese wegzustecken, sie könnten sonst bei der Kontrolle Schwierigkeiten haben.
Dann war es schließlich soweit. Wir hielten vor dem Schlagbaum. Zuerst ging es durch die deutsche Kontrolle. Ein Stempel auf den Paß — ein kurzer Blick in den Koffer — fertig. Dann wanderten wir durch das „Niemandsland" zum russischen Kontrollpunkt. Hier nahm uns die Volkspolizei in Empfang. Ein bißchen seltsam war es uns zwar zumute, denn man hatte nicht viel Lobenswertes über die Volkspolizisten gehört, aber zu uns waren sie ausgesprochen höflich. Einige von ihnen konnten nicht älter als 19 Jahre sein.
In dem Vorzimmer des Kontrollraumes mußten wir einige Zeit warten, weil noch nicht alle Fahrgäste des letzten Busses abgefertigt waren. In diesem Raum hingen riesige Bilder von Pieck und Grotewohl mit Leitsprüchen in vergoldeten Lettern, Propagandaplakate und das Programm des Fünfjahresplans.
Schneller als erwartet waren wir auch hier fertig. Das Gepäck wurde nur ganz selten kontrolliert. Als ich meinen Koffer öffnen wollte, winkte der Beamte, ich solle ihn zu lassen, drückte einen Stempel auf den Paß und wies mich weiter. Bei der Paßkontrolle wurde mein Personalausweis durch einen Schlitz hinter einen Holzverschlag geschoben und kam erst nach einer Weile wieder zum Vorschein. Was man damit gemacht hat, weiß ich nicht, ich glaube aber, er ist fotografiert worden.

Bevor wir durch den Schlagbaum die Ostzone betraten, wurden die Pässe noch einmal kontrolliert. Weil sich der Beamte aber gerade mit einem Lastwagen beschäftigte, wollte ich so hindurchgehen. Doch da trat der russische Posten vor, hielt mir sein Gewehr entgegen und rief: „Stoi!" So mußte ich wohl oder übel warten, bis sich der Volkspolizist uns zuwandte. Dann konnten wir endlich die Ostzone betreten und den Bus besteigen, der uns weiter nach Berlin bringen sollte.

So wurden die Omnibusse im Osten empfangen. Die etwa 20 Sonderzüge aus dem Westen erwartete ein größerer Empfang. Die Jugend wurde von Sprechchören der FDJ begrüßt. Der Gruß lautete etwa folgendermaßen: „Wir grüßen die friedliebenden Christen aus Westdeutschland in der Deutschen Demokratischen Republik! Wir rufen sie zu ihrer Pflicht, den Frieden auf dieser Welt Seite an Seite mit allen fortschrittlichen Kräften zu erkämpfen!" Fanfarenstöße und Lieder begleiteten den Gruß. Die evangelische Jugend antwortete meistens mit dem Lesen eines Bibeltextes und einigen Chorälen.

Der Empfang war an den einzelnen Übergangsstellen verschieden. Hier tönte eine politische Rede aus dem Lautsprecher, begleitet von Fanfarenmusik, dort hörte man einen Choral und eine christliche Ansprache, die aber leider im Politischen endete. Auf einem Bahnhof kamen Frauen mit riesigen Blumensträußen an den Zug und verteilten die Blumen an die Fahrgäste. Hinterher kamen Herren mit Propagandamaterial, das ebenfalls in die Abteile wanderte. Auch hier wurde es mit der Kontrolle nicht so ernst genommen. „Bitte lassen Sie die Koffer zu! Wir wissen, daß sie nichts Unrechtes enthalten. Gute Fahrt!" Es gab auch Leute, zum größten Teil Ausländer, die keinen Interzonenpaß hatten. Diese wurden anstandslos durchgelassen, wenn sie die Tagungskarte vorzeigen konnten.

Nach etwa 10 Stunden Fahrt kamen wir in Berlin an. Der erste Eindruck war für mich etwas enttäuschend. Ich hatte mir die Stadt anders vorgestellt. Nicht stärker zertrümmert, Trümmer gab es genug zu sehen, aber etwas glanzvoller als ehemalige Reichshauptstadt. Doch davon sah man wenig.

Wir wurden bis vor das Empfangsbüro am Bahnhof Zoo gefahren. Dort lief die Abfertigung trotz des großen Andrangs wie am Schnürchen. Die Berliner Jungen und Mädchen waren dieser Menge gewachsen. In kürzester Zeit hatten wir unsere Kirchentagsmappen, die Plakette, Quartierschein, Stadtplan usw. Mir wurde ein Platz im Zeltlager Grunewald zugewiesen, aber durch private Verbindungen hatte ich schon ein Quartier in unserer Patengemeinde in Ost-Berlin bekommen. So konnte ich meinen Schein an solche weitergeben, die nach Berlin gekommen waren, obwohl sie vom Kirchentagsbüro wegen Platzmangels eine Absage erhalten hatten.

Der größte Teil der Jugend war in Zeltlagern untergebracht worden. Die Jungen und Mädchen wohnten dort in amerikanischen Militärzelten nach Landeskirchen und Gemeinden geordnet. Es lag immer ein Land des Ostens mit einem oder mehreren Ländern des Westens zusammen. So fand man im Lager Grunewald Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Hamburg und Hannover, im Lager Glienicker Park am Wannsee Brandenburg, Thüringen, Baden und Kurhessen, im Lager Schmetterlingshorst in Grünau am Langensee Sachsen und Bayern und in den vier kleineren Lagern um den Bahnhof Pichelsberg die übrigen Länder. Hier war sogar zur Freude aller eine Abordnung der Jugend aus dem Saargebiet erschienen.

Das Lager Schmetterlingshorst, das in Ostberlin lag, war durch das Komitee der III. Weltjugendfestspiele errichtet worden. Es umfaßte etwa 1400 Zelte und wurde von der FDJ verwaltet. 500 Zelte waren der evangelischen Jugend zur Verfügung gestellt worden. Hier lebten nun rund 10 000 evangelische Jungen und Mädchen in christlicher Gemeinschaft unter dem Kreuz. Die Plakate und Spruchbänder rings um das Lager, das Propagandamaterial in ihren Zelten und die Lieder der FDJ störten sie nicht, jeden Tag erklangen ihre Choräle und tönte das Morgengebet weit über das Lager hin. Drüben standen viele Symbole des Friedens, hier war ein einfaches Holzkreuz als Zeichen der Gemeinschaft unter dem Worte Gottes errichtet worden.

Die Jungen und Mädchen aus Ost und West benutzten diese Zeit des Beisammenseins zu ausführlichen Gesprächen miteinander. Sie dauerten oft bis weit nach Mitternacht. So lernten sie einander besser verstehen und konnten festere Bindungen zwischen Ost und West anknüpfen.

Am Dienstag, 10. Juli, wurde um 10.30 Uhr in der Werner-Seelenbinder-Halle (Ostsektor) der evang Jugendtag eröffnet. Rund 8000 Jungen u. Mädchen versammelten sich in der schlicht ausgestatteten Halle unter dem Kreuz. Auch sie standen unter dem Thema des Kirchentages „Wir sind doch Brüder!" Das fand gleich zu Anfang seinen Ausdruck, als nach dem Ruf der Bläser alle gemeinsam den Kanon sangen: „Vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang sei gelobet der Name des Herrn."

Der Grenzverkehr zwischen den einzelnen Sektoren war während des Kirchentages unbehindert. Man konnte ohne Schwierigkeiten von dem Ostsektor in die Westsektoren gelangen und umgekehrt. Die Volkspolizisten kontrollierten nicht. Sie lächelten nur freundlich, wenn man an ihnen vorbeiging. Meine anfängliche Scheu vor ihnen hatte ich längst verloren, aber dennoch zog ich es vor, nicht all zu nahe mit ihnen in Berührung zu kommen. Man konnte nie wissen, was sich hinter den freundlichen Mienen verbarg. Der Berliner Arbeiter hatte nicht ganz unrecht, der am Zirkus Barlay, dem Empfangsbüro Ost, zu seinem Begleiter sagte: „Siehste, Emil, jetzt jehn de Christen schon in' Zirkus. Und nun fehl'n bloß noch de Löwen. Denn is et richtig!" Die Löwen waren da, obwohl man sie für diese Tage in den Käfig gesperrt hatte.

Die Stimmung in den Lagern war glänzend. Das Leben unterschied sich kaum von dem der evangelischen Freizeitlager. Es wurde gespielt, gesungen und viel gebadet, denn die Hitze war in den ersten Tagen fast unerträglich. Das Thermometer stieg manchmal bis über 30 Grad.

Jedes Lager hatte einen eigenen Arzt und einige Diakonissen zur Betreuung der Kranken. Das Essen war gut. Kaffee gab es im Lager, das Mittagessen wurde an den Tagungsstätten ausgegeben. Nur die Lagerwache bekam ihr Essen ins Lager geliefert. So war die Stimmung wirklich. In der „Täglichen Rundschau" aber wurde sie ganz anders geschildert. Die Stimmung sei gedrückt, die hygienischen Verhältnisse katastrophal, die Lagerleitung sei nicht fähig, Ordnung zu halten, die Jugendlichen lebten von verdorbenen Graupen und saurem Kakao, und viele hätten es bereits vorgezogen, in das ostzonale Lager überzusiedeln. Dieser Bericht stimmte in keinem Punkt, wie aus dem Bisherigen zu ersehen ist.

Jeden Tag trafen neue Sonderzüge aus Ost und West ein. Aus dem Osten kamen mehr als 70. Das waren so viele, daß die Bahn nicht genug Personenwagen hatte und trotz allem Entgegenkommen für sieben Sonderzüge gedeckte und ausgerüstete Güterwagen einsetzen mußte. Aber all' diese Menschen kamen freiwillig.

Am Mittwoch, dem 11. Juli, um 16.30 Uhr, wurde in der Marienkirche (Ostsektor) der Deutsche Evangelische Kirchentag 1951 feierlich eröffnet. In die Kirche selbst durften nur die geladenen Gäste hinein. Die anderen mußten draußen auf dem Vorplatz stehen, wohin die Feier durch Lautsprecher übertragen wurde. Etwa 4000 Menschen erlebten so die Eröffnungsfeier unter freiem Himmel mit. Ein großes Aufgebot von Volkspolizei sorgte für Ordnung. Die Sonne brannte heiß auf die Köpfe der Menge, aber die ließ sich dadurch nicht stören. Viele machten sich Mützen aus den Propagandablättern, die sie erhalten hatten, um sich vor den Sonnenstrahlen zu schützen. Hier wurde auch „die Botschaft des Ostzonenpräsidenten Pieck an den Deutschen Evangelischen Kirchentag" verteilt. Es hieß darin unter anderem: „Wenn in diesen Julitagen in dem noch immer zerrissenen Berlin Christen aus allen Teilen unseres Vaterlandes zusammentreffen, so wird damit nicht nur die Einheit der evangelischen Christen, sondern auch die unzerstörbare Einheit Deutschlands zum Ausdruck gebracht. — Den Christen ist es in besonderem Maße aufgetragen, gegen jede

Kriegs- und Völkerhetze entschieden aufzutreten und sich zum Frieden auf Erden zu bekennen. — In diesem Sinne wünsche ich dem Deutschen Evangelischen Kirchentag 1951 in Berlin Erfolg in seiner Arbeit."
Während wir noch auf den Beginn des Eröffnungsgottesdienstes warteten, hörten wir plötzlich begeistertes Klatschen und „Hoch"-Rufe. Von der entgegengesetzten Seite nahte eine Kolonne von fünf Wagen mit den Vertretern der Ostregierung. Sie fuhren durch ein Spalier jubelnder Menschen. Diese waren fast ausnahmslos Mitglieder der FDJ, die wohl extra zu diesem Zweck hierherbeordert wurden. Als die Kolonne nämlich nach der Feier wieder zurückfuhr, klang das Klatschen nur sehr zaghaft. Der größte Teil der FDJ war schon wieder abgerückt.
In seiner Eröffnungsrede sagte D. Dr. von Thadden-Trieglaff unter anderem: „Es kann nicht ausbleiben, daß die Parole ‚Wir sind doch Brüder!' ausgerechnet auf Berliner Boden einen verwirrend vielfältigen Klang bekommt, daß unser Ruf so begriffen wird, als bildeten wir uns ein, man könne den Riß, der seit 1945 als tiefe Kluft unsere Nachkriegswelt in zwei Hälften schneidet, bagatellisieren oder durch schön klingende Redensarten zusammenflicken. Es kann nicht ausbleiben, daß unser fast beschwörender Ruf bei vielen die Vorstellung erweckt, als wollten wir unter diesem Thema den Gemeinplatz ‚seid umschlungen Millionen' zu Gehör bringen und mit ihm eine Weltverbrüderung in Szene setzen. Darum muß mit aller Deutlichkeit ausgesprochen werden: Mit denen, die unserem Vorhaben so oder so einen politischen Sinn unterstellen, haben wir nichts zu tun. — Unser Ruf ist ein Bekenntnis des Kirchentages und damit ein Bekenntnis der christlichen Gemeinde. Wir legen damit Zeugnis ab von der Tatsache, daß unter uns nur da von Bruderschaft die Rede sein kann, wo wir uns im Glauben auf den gemeinsamen Vater berufen."
Bischof Dibelius betonte in seiner Rede, der Sinn des Kirchentages sei, eine Brücke zwischen Ost und West zu bauen, zwischen Stände und Parteien, zwischen politischen und kirchlichen Bekenntnissen. Der Abgrund, der die Menschen heute voneinander trennt, solle nicht durch Kompromisse zugeschüttet werden. Es könnte sein, daß da ein Strom fließt, der unser Leben davor bewahrt, auszutrocknen und unfruchtbar zu werden. Deshalb solle eine Brücke gebaut werden, die auf den Pfeilern der Kirche Jesu Christi ruht.
Als dann nach der Feier die geladenen Gäste die Kirche verließen, mußte die Volkspolizei eine feste Kette bilden, um die Menschen zurückzuhalten, die anschließend hinein wollten. Denn um 20 Uhr fand hier einer der fünf Eröffnungsgottesdienste statt, den Kirchenpräsident Martin Niemöller hielt. Aber nur ein Bruchteil der Menschenmenge, die draußen wartete, konnte in die Kirche hinein. Und immer neue kamen hinzu. Die Kirche, die sonst nur 2000 Menschen faßte, mußte jetzt 4000 aufnehmen. Die übrigen mußten eine der vier anderen Predigtstätten aufsuchen, entweder die Werner-Seelenbinder-Halle, wo Bischof Dibelius predigte, oder die Messehallen 1 und 4 am Funkturm, wo Landesbischof Lilje und Generalsuperintendent Jacob (Cottbus) sprachen, oder die Pauluskirche in Zehlendorf, wo Landesbischof D. Hahn (Dresden) die Predigt hielt. Aber trotzdem standen noch 12 000 bis 15 000 Menschen draußen auf dem Vorplatz, saßen auf den Kantsteinen, hockten auf den Trümmern und klebten wie Fliegen an dem Sockel des Lutherdenkmals.

Ich fuhr zur Messehalle 1. Dort war aber schon alles überfüllt. Doch glücklicherweise wurde die Predigt durch Lautsprecher in den Casinogarten übertragen. Dort fand ich noch ein Plätzchen auf der Mauer.

Am Donnerstag und Freitag tagten dann die Arbeitsgruppen in den Messehallen und in der Werner-Seelenbinder-Halle.

Schon morgens um 8 Uhr waren viele zu den Gebetsgemeinschaften gekommen. Man hatte mit etwa 300 gerechnet, es kamen aber über 2000 Menschen. Je später es wurde, desto größer wurde auch der Menschenstrom, der aus dem Bahnhof Witzleben quoll. Die jugendlichen Helfer des Kirchentages lenkten ihn unermüdlich in die richtigen Bahnen und wiesen die Menschen zu den einzelnen Arbeitsgruppen. Wohl 50 000 oder mehr Kirchentagsbesucher bevölkerten das Messegelände. Doch sie alle verharrten ruhig, wenn nach der Bibel-

besprechung, die sich täglich an die Gebetsgemeinschaft anschloß, aus dem Lautsprecher das Vaterunser klang. Bis zu dem Beginn der Vorträge in den Arbeitsgruppen um 11 Uhr wurde im Terassengarten gesungen. Dann füllten sich die Hallen. Trotz der großen Hitze waren sie überfüllt, und viele Menschen saßen noch unter den Lautsprechern im Terassen- und Casinogarten. Wegen der Menge der Zuhörer, die bei den einzelnen Arbeitsgruppen zwei Hallen und mehr füllten, wechselten sich die Redner in den beiden Hallen gegenseitig ab. Viele der Zuhörer schrieben eifrig mit, um später daheim berichten zu können, oder auch, um daraus Kraft zu schöpfen.
In der Zeit zwischen den Vorträgen und der Aussprache wurde das Essen ausgegeben. Auf Lastwagen waren Hunderte von Essenstonnen angefahren worden, an denen die Menschen nun vorbeizogen und ihr Essen in Empfang nahmen. Es war wie die Speisung der 5000. Überall saßen Männer und Frauen, Jungen und Mädchen, Ostdeutsche, Westdeutsche und Ausländer bunt durcheinander und löffelten aus ihren Schüsseln, während auf der Terrasse ein Posaunenchor spielte. Das Essen war reichlich, so daß jeder satt wurde.
Inzwischen gaben die Lautsprecher immer wieder Suchmeldungen durch, denn in solcher Menge verlor man sich leicht. Es gab hier aber auch viele frohe Szenen, wenn sich Menschen wiedertrafen, die sich jahrelang nicht mehr gesehen hatten.
Die vielen Erfrischungsstände im Messegelände waren ständig umlagert. Aber für die meisten Ostdeutschen waren diese Herrlichkeiten unerschwinglich. Sie konnten nur mit Ostgeld zahlen, und so wurde von ihnen immer der fünffache Preis verlangt. Z. B. kostete ein Eis für die Westdeutschen 20—25 Dpf., für die Ostdeutschen aber eine Mark bis 1,25. In derselben Preishöhe lagen die Apfelsinen und die Postkarten. Die Getränke kletterten oft sogar bis 50 Dpf. West und 2,50 Mark Ost. Aber hier zeigte sich die echte christliche Gemeinschaft. Die Westdeutschen halfen den Ostdeutschen, wo sie nur konnten. Sie kauften ihnen die Erfrischungen und Postkarten, bewirteten sie in Gaststätten, so gut sie konnten, und schenkten ihnen hier und da auch größere Beträge. Denn für uns sind 5 DM nicht viel, für die Ostdeutschen aber schon ein ganzes Vermögen. Und sie sind so dankbar für die kleinste Hilfe. Ich sehe noch immer die feuchten Augen und spüre noch immer den dankbaren Händedruck einer Frau aus Pommern, der ich nur eine Postkarte geschenkt hatte. Überhaupt, auf dem ganzen Kirchentag herrschte ein Geist der Liebe und der Hilfsbereitschaft. Jeder wollte dem anderen etwas Gutes tun.
Am Nachmittag begannen dann in den einzelnen Arbeitsgruppen die Aussprachen über die angeschnittenen Themen. Es herrschte eine so lebhafte Beteiligung, daß nur ein kleiner Teil der Wortmeldungen zur Aussprache kam. Auch die Jugend meldete sich hier zum Wort und bekannte ebenso frei und offen wie die Erwachsenen.
In den Aussprachen wurden zwei Gegensätze laut. Einmal der Notschrei: „Vergeßt uns nicht!" Ich denke da z. B. an die Worte eines sechzehnjährigen Schülers, der seinen westdeutschen Glaubensbrüdern zurief: „Wir müssen lügen, weil wir Schüler sind! Verachtet uns deshalb nicht! Betet lieber für uns, daß wir stark bleiben, wenn wir die Schule verlassen müssen!" Dann der Ruf an den Westen: „Wacht auf aus eurer Gleichgültigkeit und Trägheit!" Es wurde hier unter anderem gesagt: „Jede Obrigkeit ist von Gott gesetzt, auch wenn sie eine Obrigkeit ohne Gott sein sollte. Dann ist sie Strafe und Gericht, Prüfung, Versuchung und Heimsuchung. Gott sucht uns dann heim zu sich in seiner Gnade und Barmherzigkeit. Und deshalb haben wir einen Auftrag. Nämlich den, den Brüdern im Westen etwas zu geben, was sie bisher noch nicht haben, weil die Hand Gottes noch nicht so schwer auf ihnen lastet!"
Die Ostdeutschen bekannten freier und sprachen offener als die Westdeutschen, obwohl sie dabei ihre Existenz aufs Spiel setzten. Denn hier wurde jedes Wort und jeder Name mitstenographiert.
Am Donnerstag, um 20 Uhr, fand im Zoo der Abend der Begegnungen statt. Über 70 000 Menschen kamen hier zusammen. Sie interessierten sich aber zunächst nicht für die Tiere, sondern kamen in sog. „Ständerlingen" zusammen. Ein „Ständerling" ist ein großer Kreis von Menschen, in dessen Mitte jemand

aufsteht und erzählt, von sich, von seinem Land und über das, was er vom Kirchentag denkt. Es sprachen hier Neger, Inder, Araber, Chinesen und Europäer, und wenn sie sprachen, dann wurde es still zwischen den Käfigen und an den Gasthaustischen.

Anschließend war dann der Weg frei, um einander zu finden. Aber zunächst hielt sich Verlieren und Entdecken die Waage. Unaufhörlich gaben die Lautsprecher Suchmeldungen durch. Auch Treffpunkte wurden bekanntgegeben, z. B.: „Kriegsgefangene aus Frankreich treffen sich bei Knautschke, dem Nilpferd, Kriegsgefangene aus England bei den Elefanten", usw. Einige nahmen einfach ein Stück Papier, schrieben darauf: „Tübingen sucht Leipzig" oder so ähnlich, steckten es auf einen Stock und zogen damit durch die Gegend. Und es fanden sich viele. Überall saßen Menschen in kleineren und größeren Gruppen beisammen, denen man die Wiedersehensfreude deutlich von den Gesichtern ablesen konnte.

Als es dunkel wurde, fanden sich alle zur Schlußversammlung zusammen. Noch einige Ansprachen wurden gehalten, man sang gemeinsam „Der Mond ist aufgegangen", und die Tausende zwischen den Käfigen, an den Gasthaustischen und auf den Promenadenwegen fanden sich zusammen zu einer großen Gemeinde und sprachen miteinander das Vaterunser. Dann ging jeder wieder heim in sein Quartier.

Der Höhepunkt des Evangelischen Jugendtages war die Feierstunde der Jugend und Studenten am Sonnabend, dem 14. Juli, um 16 Uhr, im Walter-Ulbricht-Stadion. Den Weg dorthin konnte keiner verfehlen, denn sobald er den Ostsektor betrat, wurde er aufgenommen von dem Strom, der aus allen Bahnhöfen in der Nähe des Stadions quoll. Wieder wehten über unseren Köpfen die Fahnen, darunter auch hier und da eine Kirchenfahne. Vor dem Eingang des Stadions standen F.D.J.-Angehörige in Zivil und verteilten Propagandamaterial.

Das Walter-Ulbricht-Stadion war erst im letzten Jahre erbaut worden. Es faßte rund 60 000 Menschen. Aber für die evangelische Jugend war es zu klein, denn etwa 80 000 Jugendliche wollten der Feier beiwohnen. Deshalb wurde durch die Lautsprecher gebeten, etwas zusammenzurücken. Aber dennoch mußten auf den oberen Rängen viele Mädchen und Jungen stehen, die keinen Platz mehr fanden.

Der Rednertribüne gegenüber erhob sich 10—15 m hoch das Zeichen der evangelischen Jugend, das Kreuz auf der Weltkugel, während an den Fahnenmasten, die hoch über das Stadion ragten, die Kirchenfahnen wehten. Rings um die Tribüne sah man im Schein der Sonne Instrumente blitzen. Dort saßen 1500 Posaunenbläser, die mit ihrem Ruf: „Christ ist erstanden!" die Feierstunde eröffneten. Dann richtete ein Sprecher an die Jugend die Frage: „Warum seid ihr gekommen? Wollt ihr sehen, wieviele wir sind? Wollt ihr ein unvergleichliches Erlebnis? Wollt ihr hören, was euch erfahrene Menschen zu sagen haben? Ja, warum seid ihr eigentlich gekommen?" Und schon hörte man die Antwort der vier jugendlichen Sprecher aus Nord und Süd, Ost und West: „Wir suchen den Bruder!"

Nach dem Grußwort des Kirchentagspräsidenten D. Dr. von Thadden-Trieglaff sprach Dr. Manfred Müller aus Stuttgart. Er forderte in seiner Rede das Tatchristentum. Im Westen sei es nicht schwer, Christ zu sein, aber der Osten stehe im Ringen. Dort sei der Mensch in Gefahr. Ihm gelte es zu helfen. Dr. Müller sagte wörtlich: „Wenn ihr nicht Christen im Alltag seid, ist das ganze Christentum fragwürdig. Tatchrist sein, heißt aus dem Glauben handeln. Also ist es nötig, daß in dieser Stunde nicht nur gehört wird, sondern daß ihr euch als Brüder erkennt und eine Tat der Liebe hier auf dem Kirchentag einem Bruder oder einer Schwester aus dem Osten oder dem Westen erweist, denn hören und handeln gehören im Christenleben zusammen. Aber ihr müßt sofort anfangen, nicht erst morgen! Ich frage dich deshalb, Junge und Mädel, kennst du den, der an deiner Rechten sitzt und an deiner Linken? Warum kennst du ihn nicht?"

Darauf stellten wir uns alle einander vor. Um mich herum saßen nur Ostdeutsche. Als Dr. Müller dann die einzelnen Länder der Ost- und Westzone aufrief, und wir die viele Jugend aus dem Osten sahen, lief ein Beifallssturm durch die Reihen. Er verstärkte sich noch, als die Christen der Ökumene aufgerufen wurden und sich neben den Europäern auch Inder, Chinesen, Araber, Neger und Japaner erhoben. Dann faßten wir uns alle bei den Händen, so daß ein geschlossener Ring durch das ganze Stadion lief und sprachen gemeinsam: „Ihr gehört zu uns — wir gehören zu euch!"

Anschließend sprach der Negerpastor Christian Baeta von der Goldküste über die Gemeinschaft im Glauben. Er brachte da ein nettes Gleichnis: Bei einem Klavier geben die weißen Tasten alleine keine rechte Harmonie und die schwarzen alleine auch nicht; erst wenn schwarze und weiße Tasten gemeinsam gespielt werden, ist die rechte Harmonie da. So ist auch bei den Christen die Glaubensgemeinschaft erst vollkommen, wenn die Schwarzen und Weißen Glaubensbrüder geworden sind:

Pastor Baeta sagte weiter, Deutschland sei ein Land der jungen Kirche, und wo Jugend sei, da sei auch immer ein neuer Anfang. Die Jugend hätte den Älteren eines voraus: sie könne noch einmal von vorn beginnen.

Nach den Ansprachen von Generalsuperintendent Jacob aus Cottbus und Landesbischof Lilje, Hannover, sprachen alle gemeinsam das Vaterunser. Dieses und das gemeinsame Glaubensbekenntnis, das uns mit der ganzen Christenheit auf Erden verband, waren die größten Augenblicke dieser Feierstunde.

Nach dem Choral: „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort . . ." war die Feier beendet, und die 80 000 Jugendlichen zogen wieder fort in ihre Quartiere. Aber mit diesem Choral war das Singen nicht beendet, nein, es fing erst richtig an. Auf dem ganzen Wege, in den Bahnhöfen, auf den Bahnsteigen, in den Zügen, überall wurde gesungen. Als wir an dem Nordbahnhof im Ostsektor vorbeigingen, wo eine große Menschenmenge stand, erklang dort gerade Luthers Trutzlied: „Ein feste Burg ist unser Gott . . ." Es klang weit über den Ostsektor hin. Ein Mann, der sich eilig durch diese Menschenmenge hindurchdrängen wollte und etwas schimpfte, bekam zu hören: „Sie müssen morgen früh kommen, wenn die Gottesdienste sind, dann finden Sie hier bestimmt keinen."

Die Jugend war hier sehr singefreudig. Sei es in den überfüllten Bahnen, wo trotz der großen Enge niemand auf den anderen schimpfte, sei es auf den Bahnsteigen, wo große Scharen auf die Züge warteten, immer stimmte hier oder da eine kleine Gruppe an, und alle anderen sangen mit. So konnte nie eine gedrückte oder gereizte Stimmung aufkommen, denn beim Singen verging die Zeit wie im Fluge.

Am Sonntag, dem 15. Juli, fanden um 9 Uhr in allen Kirchen Berlins Festgottesdienste und um 16 Uhr die Schlußkundgebung des Deutschen Evangelischen Kirchentages im Olympiastadion statt. 100 000 Menschen füllten das große Oval des Stadions, und draußen auf dem Maifeld standen noch einmal so viele. Insgesamt waren es fast 300 000 Christen aus Ost- und Westdeutschland, aus der Viersektorenstadt und aus der Ökumene, die sich hier zur Schlußkundgebung versammelt hatten. Hoch über alle hinaus ragte ein Kreuz von 24 m Höhe.

Schon um 12 Uhr, nach dem Festgottesdienst auf dem Maifeld, wurden die ersten Plätze im Stadion belegt. Natürlich waren es zumeist Jugendliche, die sich vom Maifeld sofort in das Stadion begaben. Manche holten sich nur schnell ihr Essen, das vor dem Stadion ausgegeben wurde, und gingen dann mit der gefüllten Schüssel hinein, um ja noch einen guten Platz zu erwischen. Auch ich war unter diesen. Ich belegte einen guten Platz ganz in der Nähe der Rednertribüne. Eigentlich ist es ja ganz gleich, wo man sitzt, aber die Jugend will nicht nur hören, sie will auch etwas sehen.

Draußen vor dem Stadion saßen viele auf dem Rasen und ließen sich das Essen gut schmecken; aber auch innen auf den Bänken sah man viele sitzen, die sich ihren Platz auf jeden Fall sichern wollten. Für die Ostdeutschen gab es

noch eine besondere Freude. Jeder Kirchentagsbesucher aus dem Osten bekam eine Tüte voll Trockenmilch. Ich hörte eine Hausfrau voller Freude sagen: „Davon kann ich wieder einen Monat lang kochen."

Langsam füllte sich das Stadion. Das Wetter, das uns bisher mit Sonnenschein erfreut hatte, verschlechterte sich jetzt, und es schien so, als wenn wir noch Regen zu erwarten hätten. Doch das trübte die Stimmung keineswegs. Immer mehr Menschen kamen. Inzwischen waren auch die Feiern der Männer im Walter-Ulbricht-Stadion und die der Frauen in der Waldbühne beendet, und auch die Besucher von dort kamen jetzt ins Stadion.

Kurz vor 16 Uhr war das ganze Stadion gefüllt. Jetzt erschienen auch die prominenten Gäste. Bischof Dibelius wurde begeistert begrüßt. Während er die Stufen zur Tribüne hinaufstieg, winkte er freundlich nach allen Seiten. Ihm folgten die übrigen Vertreter der Kirche, Präses Dr. Heinemann, Bundestagspräsident Ehlers, und als Abgeordnete der Bundesregierung die Minister Kaiser und Hellwege. Auch der stellvertretende Ministerpräsident der Ostregierung, Otto Nuschke, war still und heimlich erschienen und hatte seinen Platz eingenommen. Er war durch einen Block von etwa 25 000 Menschen von den übrigen getrennt. Endlich nahte auch der Zug der ausländischen Gäste. Das Gemisch der Farben und Trachten gab ein buntes Bild. Der indische Jugendpastor Benja trug einen weißen Lutherrock, der englische Bischof einen violetten Mantel, die indische Diakonisse Lydia Vedanayakan einen weißen Sari mit lila Stirnband, der indische Präses Joel Lakra einen weißen Turban, usw. Als alle Platz genommen hatten, wurde die Feier mit dem Ruf der Posaunen eröffnet. Nach der Ansprache von Propst Dr. Böhm verlas Kirchentagspräsident D. Dr. von Thadden-Trieglaff das Kirchentagswort. Es hieß darin: „Wir haben erkannt: Gott will uns in der Kirche zu Brüdern und Schwestern machen, die ihre Last gemeinsam tragen und ihren Herrn gemeinsam loben. Denn Christus ist der Herr und unser Bruder. Er ist unter uns und trägt uns auch. Er will nicht, daß wir uns auseinandertreiben lassen und anderen Herren hörig werden. Darum bleibt bei der Gemeinde seines Wortes und werdet seine Zeugen.

Wir haben erkannt: Gott will, daß Mann und Frau zusammenbleiben wie auch die Eltern und die Kinder. Gott gibt uns unsere Kinder, und sie gehören ihm. Er will nicht, daß Götzen und Tyrannen sie verderben. Er will nicht, daß Menschen unsere Kinder zum Hassen und Vergelten treiben. Drum helfet ihnen, daß sie seine Kinder bleiben.

Wir haben erkannt: Gott hat sein Volk in aller Welt. Wir haben Brüder unter allen Völkern und in allen Rassen. Sie bleiben unsere Brüder trotz der Grenzen. Er will nicht, daß wir sie verloren geben. Drum sagt und zeigt es ganz mit eurem Leben, daß Christus Herr ist überall.

Wir haben erkannt: Gott will, daß unsere Arbeit dem Leben diene. Gott will die Bruderschaft auch in der Arbeit. Gott will nicht, daß wir andren ihre Freiheit nehmen und die Zeit zur Ruhe und zur Muße. Darum macht Platz für Gott auch bei der Arbeit.

So haltet denn die Losung dieses Kirchentages: WIR SIND DOCH BRÜDER!
In seinem Schlußgebet dankte Bischof Dibelius für das Erlebnis des Kirchentages und bat, daß auch „denen, die Gottes Wahrheit widerstreben, das Zeugnis dieser Tage nicht vergeblich sein möge." Das Gebet galt dann auch eindringlich den „gefangenen Brüdern und Schwestern hier in der Heimat und darußen in der Welt". Nach dem gemeinsamen Vaterunser sangen alle Menschen im Stadion und auf dem Maifeld das Lutherlied: „Ein feste Burg ist unser Gott."
Diese Schlußkundgebung wurde von allen deutschen und vielen europäischen Sendern übertragen. Die ostzonalen Sender ließen aber das Schlußgebet von Bischof Dibelius aus.

Während des Liedes sammelten die Diakonissen in ihren Schürzen das Dankopfer ein und brachten die Gaben in die Mitte des Stadions. Hunderte von Schwestern kamen von allen Seiten und versammelten sich in der Mitte. Sie

leerten ihre Schürzen und kehrten wieder zurück. Die letzten stellten sich in Form eines Kreuzes auf, faßten sich an den Händen und sangen: „Herr, wir stehen Hand in Hand, die Dein Hand und Ruf verband." Dann wurde das Geld in sechs große Schließkörbe gefüllt. Es soll für die christliche Erziehung der Jugend verwandt werden.

Die Menschen im Stadion blieben noch etwa 20 Minuten zusammen und sangen Choräle. Inzwischen leerte sich das Maifeld. Dann gingen auch wir.

Die Bahnsteige waren mit Menschen vollgestopft, die Züge überfüllt, aber alle Leute waren freundlich und höflich. Man wartete geduldig und füllte die Zeit mit Singen aus. Ich hatte einen Jungen aus Eisleben kennengelernt und sagte so nebenbei zu ihm: „Obwohl das Mittagessen gut war, habe ich doch schon wieder Hunger. Plötzlich hatte ich eine Schachtel mit Kuchen in der Hand, und jemand sagte zu mir: „Sie haben doch eben gesagt, Sie hätten Hunger, bitte, stärken Sie sich." Ich wußte gar nicht, wie mir geschah, aber so etwas hatte sich schon öfter abgespielt.

Am nächsten Morgen ging es wieder heim nach Hamburg. Einige Sonderzüge waren schon am Sonntagabend nach der Schlußkundgebung gefahren. Unser Bus aber fuhr erst am Montagmorgen. Schon um 4 Uhr hörten wir es über die Stadt klingen: „Nun danket alle Gott." Das waren die Ostdeutschen, die am Nordbahnhof auf ihre Züge warteten. Bei den Westdeutschen hörte man nichts dergleichen. Die unterhielten sich nur, während aus dem Lautsprecher am Reisebüro erklang: „Auf Wiedersehn, auf Wiedersehn." Erst unterwegs stimmten wir wieder Choräle an.

Zum Schluß muß ich noch einiges über die Berliner Jugend sagen: Ohne ihre tatkräftige Mitarbeit wäre der reibungslose Ablauf des Kirchentages nicht möglich gewesen. 3000 junge Helfer hatten sich zur Verfügung gestellt, die in 3 Schichten arbeiteten und Tag und Nacht auf den Beinen waren. In den Empfangsbüros verteilten sie die Kirchentagsmappen und bewältigten in kurzer Zeit den Strom der Besucher; auf den Bahnhöfen erschienen sie als hilfreiche Engel, gaben Auskunft, trugen Gepäck, dienten als Führer und gaben bei leichten Unfällen erste Hilfe. Bei den Veranstaltungen waren sie Platzanweiser und Ordner, verkauften die Plaketten und Kirchentagszeitungen, standen wie Verkehrsschutzleute über der wogenden Menge und wiesen zu den einzelnen Arbeitsgruppen, sammelten an den Ausgängen die Gaben ein und waren immer freundlich und hilfsbereit. Sie verwalteten die Fundbüros, hatten einen Suchdienst eingerichtet und schoben nachts zwei bis drei Stunden Brandwache in den Massenlagern. Andere taten Botendienste, schleppten Matratzen, Stroh und Essen, kurz, sie sorgten als unentbehrliche Helfer für den reibungslosen Ablauf. Diesen Jungen und Mädchen müssen wir Kirchentagsbesucher einen besonderen Dank aussprechen. Dann auch der Berliner Bevölkerung, die uns so freundlich aufgenommen hat.

Was hat dieser Kirchentag dem deutschen Volke und der ganzen Welt zu sagen? Er hat gezeigt, daß es eine Macht gibt, die größer ist als alle irdischen Mächte, daß eine Gemeinschaft besteht über alle Grenzen und Rassen hin, weg und daß hier allein die Möglichkeiten zur Schaffung eines dauernden Weltfriedens bestehen.

Was bedeutet dieser Kirchentag insbesondere für unser zerrissenes Land? Er gab den Menschen im Osten die Gewißheit, daß sie nicht nur blinder Willkür preisgegeben sind, und knüpfte aufs neue eine Verbindung zu den Glaubensbrüdern diesseits des Eisernen Vorhangs. Den Menschen im Westen zeigte er, daß die Not unsere deutschen Brüder im Osten nicht zerbrechen konnte, sondern im Glauben an den allmächtigen Gott und der Liebe zur Heimat fest zusammenband. Wir wollen hoffen, daß der Westen seine Verantwortung für die Brüder im Osten erkennt und auf sich nimmt, damit er nicht erst durch eigene Not aus seiner Gleichgültigkeit aufgerüttelt werden muß.

Georg Behrmann 11 g 2

VEREIN DER FREUNDE DES CHRISTIANEUMS
JAHRESBERICHT 1950/51

Das am 31. März 1951 abschließende Geschäftsjahr brachte eine ruhige Weiterentwicklung des Vereins. Die Mitgliederzahl hat sich gegenüber dem Vorjahre wenig verändert. Sie betrug einschließlich der Spender 505 (524), war aber am 15. April 1951 bereits auf 540 wieder angewachsen. Eine Anzahl von Eltern-Mitgliedern pflegt mit dem Abgang der Söhne von der Schule den Verein zu verlassen; es waren im Berichtsjahre 19 Mitglieder, so daß sich der vorübergehende Rückgang der Mitgliederzahl von 524 auf 505 ohne weiteres erklärt. Die Eltern der Schüler gehören immer nur noch zur Hälfte dem Verein an. Das kleine Opfer, das die Mitgliedschaft dem einzelnen auferlegt, dürfte gegenüber den großen Vorteilen, die durch die Arbeit des Vereins der Schule und damit den Schülern zugute kommen, keine Rolle spielen.

Der Vorstand trat im Berichtsjahre dreimal zu Sitzungen zusammen. In diesen Sitzungen wurden sämtliche den Verein betreffenden Fragen eingehend erörtert. Das Mitteilungsblatt erschien zweimal. Der Vorstand war um die Bereicherung seines Inhalts bemüht und hofft, daß ihm dies durch die tatkräftige Hilfe des Schriftleiters Dr. Schmidt gelungen ist.

Ein großer Erfolg war das letzte Winterfest in der Elbschloßbrauerei. Es brachte dem Verein einen Überschuß von 1824,50 DM, dieser ist an das Christianeum abgeführt worden.

Der Kassenbestand am 1. 4. 1950 betrug	674,90 DM
An Beiträgen und Spenden gingen ein	1906,50 DM
Beiträge des V.E.C.	288,— DM
Spenden zum Winterfest	447,80 DM
Kartenverkauf zum Winterfest	2166,— DM
Druckkosten (2 Hefte)	610,— DM
An das Christianeum abgeführt (2112,50)	2324,50 DM
Kassenbestand am 1. 4. 1951	1251,52 DM

Die Kassenverwaltung ist durch die vom Vorstande zu Kassenprüfern berufenen Studienräte Hamfeld und Smith am 23. April 1951 nachgeprüft und für richtig befunden. Dem Schatzmeister wird demnach vom Vorstande Entlastung erteilt. Von der Abhaltung einer Mitgliederversammlung wird abgesehen, soweit nicht seitens der Mitglieder Anträge auf Abhaltung einer solchen Versammlung gestellt werden.

Das diesjährige Winterfest findet statt am 3. November 1951 in der Elbschloßbrauerei.

Für den Verein der Freunde
des Christianeums
Raabe.

IN MEMORIAM

Am 12. Mai 1951 ist ein alter Christianeer von uns gegangen. Still und bescheiden hat er sein Leben geführt und mit Hingabe seinem Beruf gedient, in aller Stille haben wir ihn zu Grabe getragen.

Dr. Walter Kühl war ebenso wie seine Brüder Jürgen Kühl und Werner Kühl von der Sexta an Schüler des Christianeums. Er bestand im Herbst 1901 das Abiturienten-Examen und widmete sich zunächst in Göttingen, später in Kiel, Tübingen und Marburg dem medizinischen Studium, um ebenso wie sein Vater Arzt in Altona zu werden. Sein Streben wurde schneller als er erwartet und gehofft hatte, erfüllt. Kaum hatte er seine Tätigkeit als Medizinal-Praktikant in Tübingen abgeschlossen, als er zur Fortführung der ärztlichen Praxis seines Vaters nach Altona zurückgerufen wurde, da dieser infolge einer Er-

krankung selbst nicht mehr in der Lage war, die Praxis auszuüben. So hat er im väterlichen Hause in der alten Marktstraße unter dem Schild seines Vaters seine ärztliche Tätigkeit begonnen und vollendet.
Dr. Walter Kühl war ein treuer und fleißiger Mann, seinen Patienten ein verständnisvoller und selbstloser Arzt. Alte Christianeer empfingen aus seiner Hand Hilfe und Trost. Seine Verbundenheit mit dem Christianeum bekundete er auch dadurch, daß er bei der Abschiedsfeier in der Aula der Hoheschulstraße, anläßlich der Verlegung des Christianeums nach Othmarschen, namens der alten Schüler ernste Worte des Abschieds sprach. Seine beiden Söhne besuchten die gleiche Schule wie der Vater und erwählten denselben Beruf.
Manchen unter uns alten Christianeern wird dieser aufrechte Mann fehlen. Vergessen werden wir ihn nicht. R.

FAMILIEN-NACHRICHTEN

Verstorben: Am 12. Mai 1951 unser langjähriges Mitglied, der praktische Arzt Dr. med. Walter Kühl, Abiturient 1901, Vater unserer Mitglieder Dr. med. Jürgen Kühl, Abiturient 1937, und Dr. med. Uwe Kühl, Abiturient 1938.
Am 20. Mai 1951 Pastor Dr. Joachim Meifort in Leezen, Kreis Segeberg.

Verheiratet: Jürgen Becker Ingrid Becker, geb. Arends
Hamburg, im Juli 1951.
Max Chrambach Marion Chrambach, geb. Gröhnke
Hamburg, im August 1951.

Verlobt: Rüdiger Petersen mit Ruth Franke
Ostern 1951.
Dr. med. vet. Hans-Peter Franzenburg mit Edith-Hella Meyer am 5. Mai 1951.
Hans Carsten Hager mit Hannelore Fahning
Hamburg, im Juni 1951.

Geboren: Sohn Wilfried am 14. November 1950
Carl-Friedrich Cadow.
Tochter Eva-Maria am 9. Juni 1951
Carl-Boie Salchow.

Zum Dr. jur. promovierte: Klaus Raabe.

Neue Anschrift: Horst Frieling, Hamburg 24, Griesstraße 89 II., F. 25 25 36.

IN MEMORIAM

Eine kaum faßbare Trauerkunde durcheilte gestern Abend unsere Stadt: Mitten aus seiner unermüdlichen Tätigkeit wurde Medizinalrat a. D. Dr. Jakob Fries durch den Tod den Seinen entrissen. Nach der Rückkehr von einem Krankenbesuch traf gestern, Montag abend, 17.50 Uhr (26. II.), den beliebten und geschätzten Arzt vor seinem Heim ein Schlaganfall, der seinen sofortigen Tod herbeiführte.

Der Heimgegangene wurde am 17. Juli 1877 in Flensburg geboren. Nach dem Besuch des Gymnasiums in Hamburg oblag er an den Universitäten Berlin und Würzburg dem medizinischen Studium. Nach der Ablegung des Staatsexamens führte ihn sein beruflicher Weg im Jahre 1903 nach Mindelheim, wo er rasch das Vertrauen der Bevölkerung erwarb und zu einem weit und breit bekannten und geschätzten Arzt wurde. Am ersten Weltkrieg nahm er als Stabsarzt teil. Sein unermüdlicher Einsatz für die Verwundeten wurde durch eine hohe Auszeichnung belohnt. Jahrzehntelang widmete er sich auch uneigennützig dem Dienst in der Sanitätskolonne. Durch sein reiches ärztliches Wissen trug er zur ausgezeichneten Ausbildung der Kolonne bei. Seine Verdienste als Kolonnenarzt bleiben unvergessen.

Fast ein halbes Jahrhundert wirkte Dr. Fries in unserer Stadt. Er war der treue unermüdliche Hausarzt alter Prägung, der immer bereite ärztliche Helfer in vielen Familien. Fast Übermenschliches leistete er während des zweiten Weltkrieges. Tag und Nacht war er als einer der noch wenigen zurückgebliebenen Ärzte unterwegs, um den Kranken zu helfen. Keine Mühe scheute er und keine Stunde war ihm zuviel. 80 bis 90 Patienten kamen damals oft in seine Sprechstunde, und dann absolvierte er, der damals schon nicht mehr zu den Jungen zählte, mit ungebrochener Frische noch Dutzende von Krankenbesuchen. Als Vorsitzender des Ärztlichen Bezirksvereins setzte er sich selbstlos und nachdrücklich für die Interessen seiner Standesgenossen ein.

Mit Dr. Fries ist nicht nur der Senior der Mindelheimer Ärzte, sondern auch ein Stück Mindelheim ins Grab gesunken. Fast zwei Generationen hat er helfend auf ihrem Lebensweg begleitet. Die Gattin, ein Sohn und vier Töchter, vier Schwiegersöhne und vier Enkelkinder trauern um den Heimgegangenen. Und mit ihnen trauern die Kollegen um einen aufrechten Berufskameraden, seine zahlreichen Patienten aber um einen gütigen Arzt und echten Menschenfreund."

Sein größter Wunsch, sein geliebtes Schleswig-Holstein wiederzusehen, blieb leider unerfüllt. Er wollte heuer im Sommer die Reise nach 12 Jahren wieder machen.

H. M.

VEREINIGUNG EHEMALIGER CHRISTIANEER (V. e. C.)

VeC auf Reisen

Früher knirschten die Stader Hanseaten böse mit den Zähnen, wenn sie einem Hamburger begegneten. Der historisch Kundige weiß, daß diese wenig verheißungsvolle Art, die Mundwerkzeuge zu gebrauchen, auf dem nicht immer sehr edlen Wettstreit beider Elbstädte beruhte, wirtschafts-politisch die tonangebende Rolle im nordwestdeutschen Raum zu spielen. Die Stader, obwohl nicht weniger gute Kaufleute als die Hamburger, sahen sich allmählich von allen freundlichen Göttern und selbst von der Elbe verlassen, deren Fahrwasser sich schmählicherweise nach dem falschen Ufer verlagerte und für den Hafen nur einen ganzen Batzen Sand übrig ließ.

Die rhetorische Frage, die man damals stellte und die geeignet war, den Stadern ein Zähneknirschen zu entlocken, die Frage: „Wer von den beiden Städten gewinnt das Rennen?" ist inzwischen beantwortet worden. Und inzwischen haben sich auch die menschlichen Beziehungen zwischen den beiden ehemaligen Konkurrenten erheblich gebessert, ja, sie haben geradezu herzliche Formen angenommen.

Als der Verein der ehemaligen Christianeer im Juni dieses Jahres das Schwingestädtchen als Ziel seiner mit Elan veranstalteten Motorbootfahrt erreichte, standen am Kai schon Vertreter der Stader Verwaltung zum freundlichen Empfange bereit (und dies an einem Sonnabendabend!), begrüßten die Gäste mit wohlgesetzten Reden und ließen es sich nicht nehmen, die Schiffsmüden zu einem wackeren Gange durch die Straßen einzuladen.

Die Leute vom VeC bedauerten aufs neue und heftigste einen hohen Prozentsatz der Ihren, die aus unbegründeter Furcht vor Blitz und Donner in den heimatlichen Gefilden hocken geblieben waren, und strömten den Sehenswürdigkeiten der gastlichen Stadt zu. Herr Archivar Dr. Wirtgen, ein Mann, der sich um das Gelingen der Fahrt sehr verdient gemacht hatte, und Herr Baurat Krause zogen je einem Häuflein voran. Sie erwiesen sich dabei als ausgezeichnete Kenner ihres Heimatortes und wußten bei jedem Bauwerk — bei der St.-Cosmae-Kirche, beim Turm von St. Wilhadi und beim Zeughaus — ausführlich über Entstehung, Stil und Schicksal zu berichten.

Schließlich tauchte in diesem Meer vielfältiger Eindrücke das rettende „Insel"-Restaurant auf. Prominente Leute, darunter Direktor Dr. Lange, hatten schon vorher von dem Eiland Besitz ergriffen und sich gestärkt für die Reden, die da kommen sollten und auch in bemerkenswerter Zahl kamen. Denn es galt, zwei Senioren zu feiern: Die beiden würdigen, alten Herren hatten vor 67 Jahren ihr Abitur am Christianeum bestanden. Einer von ihnen hielt damals die Abschiedsrede in griechischer Sprache, was nach ihm noch kein Abiturient unserer Schule wieder unternommen hat.

Trotz ihrer 87 Lenze waren sie — Herr Dr. Krey aus Sonderburg/Alsen, Herr Pastor Schulz aus Kiel — nach Hamburg gekommen, um am Ausflug des VeC teilzunehmen. Die jungen Leute und die ganz jungen Leute des Vereins zollten ihnen, die so rüstig und guter Dinge mit von der Partie waren, Achtung und Bewunderung. Oberstudiendirektor Dr. Lange lud sie ein, die Abiturienten des kommenden Jahres ein wenig unter die Lupe zu nehmen. Die beiden erklärten sich gern dazu bereit.

Gerade hatte der Fest-, Reise- und Tanzausschuß seines Amtes gewaltert und die letzten Hemmungen und Hindernisse beseitigt, die noch einem allgemeinen Tanzbein-Schwingen entgegenstanden, als es sich herausstellte, bis zur Abfahrt des Schiffes wären nur noch wenige Minuten übrig.

Flugs begab man sich an Bord. Der fleißige Akkordeonspieler sah sofort, daß dennoch seine Stunde und mit ihr eine große Anzahl Tanzlustiger gekommen war, und hub aus Leibeskräften an zu musizieren. Bei diesem Anlaß entdeckte der Chronist erst richtig, wieviel an Damen das flotte Schifflein geladen hatte; und mit ihm lobten viele seinesgleichen die weise Voraussicht des VeC-Vorsitzenden, der schlankweg eine ganze Klasse der Hamburger Bibliothekarschule mitgebracht hatte.

Doch auch sonst war die Beteiligung des weiblichen Geschlechtes an dieser Fahrt beachtlich.

Sie alle, Männlein und Weiblein, hoffen, der Erfolg des sommerlichen Unternehmens möge sämtliche Ausschüsse des VeC ermuntern, auch im nächsten Jahr eine Motorbootfahrt zu veranstalten — der guten Beziehungen zwischen den norddeutschen Städten wegen und darum, weil es diesmal so schön war.

I. Rusche

Das Sommerfest der VeC

„Auf nach Pinneberg" rief die Vereinigung ehemaliger Christianeer ihren Mitgliedern zu, und so ging es auch in diesem Jahr wieder hinaus in unser traditionelles „Parkhotel". Am Sonnabend, dem 8. 9. 1951, versammelten sich also von 5 Uhr an viele Ehemalige und ihre Gäste zu einem fröhlichen Abend im Kreise der alten Bekannten. Die Stimmung war von vornherein ausgezeichnet, zumal der alte Petrus einen herrlichen Spätsommernachmittag und -abend für diesen Tag bereitgehalten hatte.

Man saß zunächst noch im Freien und erholte sich bei Eiskaffee oder anderen kühlen Dingen von der immerhin reichlich warmen Bahnfahrt. Bald erklang aus dem Innern des Hauses Musik, und die ersten Mutigen nutzten die günstige Gelegenheit, auf einer großen Tanzfläche (mit bemerkenswert gut gepflegtem Parkett!) sozusagen Solotänze vollführen zu können. Aber es war sehr schnell zu Ende mit dem „solo", denn der Saal füllte sich zusehends, und der Vorsitzende der VeC konnte seine Begrüßungsworte sprechen.

Je mehr die Zeit fortschritt, desto gemütlicher und — dank des Fleißes der Musiker — desto „bewegter" wurde der Abend. Hierbei verdient erwähnt zu werden, daß diesmal auch viele junge VeCer aus den letzten Abiturientenjahrgängen dabei waren. Zum Schluß hatte man das Gefühl, daß dieses Sommerfest trotz — oder gerade wegen? — der Erinnerung an die wunderschöne Barkassenfahrt nach Stade allen Anwesenden gut gefallen hat und somit wieder ein voller Erfolg geworden ist.

Hermann Richter

UNSER SCHULSENATOR ALS OBERSEKUNDANER DES CHRISTIANEUMS

Wenn wir als Schüler unsere Lehrer einer Betrachtung unterzogen (und das tun Schüler ja immer), dann war das Bild selten ein gutes Porträt. Vielmehr muß man leider sagen, daß es oft recht verzerrte Karrikaturen waren, in denen wir unsere Magister sahen. Heute aber, nach vielen Jahren, sehen wir die Lebensbilder der Männer, die sich mühten, aus uns Jungen tüchtige Menschen heranzubilden, mit anderen Augen. Viele einst unverstandene Dinge sind in ihrer Erscheinung verändert, die Einzelzüge sind mehr und mehr zu einem Porträt vereint, das sich von dem Hintergrund der Umwelt scharf abhebt, in sich aber ein geschlossenes Bild ergibt. „Schattenrisse', könnte man sie nennen, diese Erinnerungsbilder, an denen manche lustige Begebenheit bei der Betrachtung wieder lebendig wird.

nach einem Scherenschnitt seines Mitschülers H. Thomsen

Silhouetten ließ uns einst auch unser lieber „Muck", unser Zeichenlehrer, Herr Friedrich Peters-Weber, malen. Er erzählte uns zwar, daß man eigentlich mit der Schere solche Schattenrisse freihändig aus schwarzem Papier schneiden müsse; aber da wir das wohl noch nicht könnten, sollten wir die Umrisse zeichnen und dann mit Tusche ausmalen. Zuerst kamen einfache Gegenstände als Übungsbeispiele heran; später aber mußten abwechselnd Mitschüler sich auf dem vordersten Zeichentisch aufstellen und als Modell dienen. Eine solche Zeichnung ist mir noch erhalten geblieben, und das „Modell" war unser Mitschüler Heinrich Landahl, unser jetziger Schulsenator. Da er wie auch noch andere Klassenkameraden von damals sich vielleicht gern der Zeiten auf dem „Königlichen Christianeum" zu Altona und auch unseres leider so früh dahingegangenen „Muck" erinnern wird, so sei diese kleine Zeichnung dem „Christianeum" gern übereignet, als Zeichen dafür, daß wir auch damals schon nicht nur den ernsten Wissenschaften, sondern auch den heiteren Künsten uns gern hingaben.

Johannes Thomsen.

GESCHÄFTLICHES

Das nächste Winterfest des Vereins der Freunde des Christianeums findet am Sonnabend 3. November 1951 in allen Räumen des Elbschloßbrauerei-Ausschanks in Nienstedten statt. Saalöffnung 18½ Uhr; Beginn 20 Uhr, Ende 4 Uhr. Eintrittspreis (einschl. Spende für das Christianeum) DM 2.–. Im Mittelpunkt der Veranstaltung zu Beginn steht eine Schüler-Aufführung. Die tanzlustige Jugend kann sich ab 20 Uhr in der Tanzdiele nach modernsten Weisen bewegen. Der Tagesraum ist den älteren Ehemaligen vorbehalten; ab 22 Uhr werden sie sich bei guter alter Musik treffen. Abwechselnd moderne und gesetzte Tanzmusik bietet ab 22 Uhr im großen Saal die uns bekannte Kapelle Preiß. Ehemalige Christianeer erhalten bereits jetzt bei mir Eintrittskarten nach Einsendung oder Überweisung des Betrages (je Karte 2.– DM und Rückporto). Da wir wieder ein volles Haus erwarten, ist es leider nicht möglich, die Karten bis zum Abend zurückzulegen.

Beiträge, Spenden und Gelder für Eintrittskarten bitte nur auf folgende Konten des „Kreises der Freunde des Christianeums" zu überweisen:

1. Postscheckkonto Hamburg Nr. 402 80,
2. Neue Sparkasse von 1864 in Hamburg Nr. 42 / 212,

Barzahlung ist auch möglich an den Hausmeister des Christianeums, Hamburg-Großflottbek, Beringstraße 200.

Dr. N. W. Nissen, Hamburg-Altona, Lisztstr. 45 II.

NEUE SCHÜLERZEITUNG

Anfang November wird sich eine neue Schülerzeitung des Christianeums, deren Titel durch ein Preisausschreiben ermittelt werden soll, ihren Lesern vorstellen. Im Gegensatz zu der vorliegenden Zeitschrift wird diese neue Zeitung nur von Schülern geschrieben und gedruckt. Sie soll einen lebendigen Querschnitt durch das Leben am Christianeum vermitteln. Trotz erheblich gestiegener Papierpreise wird dieses kleine, im Hektographierverfahren hergestellte Heftchen nur 10 Pfg. kosten.

AUS DEM KOLLEGIUM:

Cornelius Nepos, Curtius Rufus,
Auswahl aus ihren Werken von Prof. Dr. Hans Oppermann. In Westermanns „Lateinische Reihe".

ACHTUNG!

NÄCHSTES WINTERFEST

des Vereins der Freunde des Christianeums
am Sonnabend, dem 3. November 1951
in der Elbschloßbrauerei Nienstedten

INHALT

Antike Träume vom fernen Glück . . . . . Seite 3
Wer entdeckte nun Amerika? . . . . . „ 5
Unsere alten Bilder . . . . . „ 7
Puan Klent, das Watt . . . . . „ 14
Eindrücke in London . . . . . „ 14
Erlebnisbericht vom Evang. Kirchentag in Berlin . . . „ 15
Verein der Freunde des Christianeums
Jahresbericht 1950/51 . . . . . „ 24
In memoriam Dr. Walter Kühl . . . . . „ 24
Familiennachrichten . . . . . „ 25
In memoriam Dr. Jakob Fries . . . . . „ 25
Vereinigung ehemaliger Christianeer (V. e. C.)
a) VeC auf Reisen . . . . . „ 26
b) Das Sommerfest der VeC in Pinneberg . . . „ 27
c) Unser Schulsenator als Obersekundaner
des Christianeums . . . . . „ 28
Geschäftliches . . . . . „ 29

Schriftleiter: Dr. R. Schmidt, Hamburg-Altona, Philosophenweg 8.
Druck von Kahl & Domms, Hamburg-Altona, Clausstraße 6

CHRISTIANEUM

MITTEILUNGSBLATT DES VEREINS DER FREUNDE DES CHRISTIANEUMS IN VERBINDUNG MIT DER VEREINIGUNG EHEM. CHRISTIANEER

7. JAHRGANG - HEFT 3 - DEZEMBER 1951

INHALT

Aus dem Leben der Schule . . . . . Seite 3
Freunde hier und Freunde dort . . . . . „ 5
Englische Gäste im Ghristianeum . . . . . „ 7
Ansprache des Hadmasters der Acklam Hall School . „ 9
A Letter From Middlesbrough . . . . . „ 9
Eine wichtige Neuerung im organisatorischen Aufbau
der wissenschaftlichen Oberschule in Hamburg „ 11
Ankündigung des Vortrages
Warum Gymnasium? . . . . . „ 12
Sieben Jahr, trüb und klar . . . . . „ 13
Familien-Nachrichten . . . . . „ 16
Vereinigung ehemaliger Christianeer . . . . . „ 16
Verein der Freunde: Gnschäftliches . . . . . „ 16

VEREINIGUNG EHEMALIGER CHRISTIANEER

Zu einer Zusammenkunft aller ehemaligen Christianeer am Freitag, dem 28. Dezember 1951, 19 3/4 Uhr im „Haus Hochkamp" (neben dem S-Bahnhof Hochkamp) ladet die ehemaligen Schüler des Christianeums und ihre Lehrer ein

der Vorstand der Vereinigung ehemaliger Christianeer.

AUS DEM LEBEN DER SCHULE

Mit dem Beginn des neuen Schuljahres rückte, nach einer durch die Einführung der 6jährigen Grundschule bedingten Pause um so freudiger begrüßt, wieder ein neuer Jahrgang in das Christianeum ein. Der Direktor hieß in herzlichen Worten die neuen Christianeer mit ihren zahlreich erschienenen Eltern willkommen. Dann wetteiferten in der von Ob.-Stud.-Rat Groth abwechslungsreich gestalteten Feierstunde die bisher Jüngsten, durch musikalische, turnerische und schauspielerische Darbietungen den „Neuen" den Tag ihres Eintritts in das Christianeum zu verschönen.

Der Lehrkörper blieb auch diesmal von Wechsel nicht ganz verschont. Stud.-Rat Thiessen und Stud.-Ass. Heß kehrten von ihrer Abordnung an die Volksschule zurück, sie wurden abgelöst von den Kollegen Dr. Geißler und Griesbach. Zur weiteren Ausbildung blieben dem Christianeum zugeteilt die Studienreferendare Dr. Müller, Dührsen, Kuckuck und Harms; neu hinzu kam Stud.-Ref. Lange vom Internat Luisenlund, an das er während des Winterhalbjahres abgeordnet war. Im Herbst gab es wieder Schichtwechsel: Zur Fortsetzung ihrer Ausbildung rückten die Studienreferendare Simon, Schröder und Streubel ein. Die Kollegen Dr. Müller und Lange erhielten nach glücklich bestandenem Assessor-Examen einen Lehrauftrag am Christianeum. Im Laufe der Berichtszeit gelangten zur Anstellung als Beamte im hamburgischen Schuldienst die Kollegen Epke, Lemburg, Weise, Jacobi, Heß.

Für die Klassenfahrten war in diesem Jahre, um die Störungen des Unterrichts möglichst einzuschränken, ein einheitlicher Termin — die Zeit unmittelbar vor den Sommerferien — vorgesehen. Von 21 Klassen, die diesmal starteten, hatte sich das weiteste Ziel die 13g2 gesteckt, die in einer Arbeitsgemeinschaft über antike Kunst u. a. das Thema „Die Römer in Germanien" behandelt hatte und mit ihrem Klassenlehrer Prof. Dr. Oppermann zur Verlebendigung des gewonnenen Bildes eine Studienfahrt an den Rhein und die Mosel unternahm.

Das Gemeinschaftsleben an unserer Schule fand außer in sportlichen und musikalischen Veranstaltungen auch besondere Förderung durch die Pflege des Laienspiels. Thornton Wilders „Glückliche Reise", Euripides' Alkestis wurden aufgeführt von der Arbeitsgemeinschaft für Laienspiel, ferner Szenen aus Schillers Räubern (Kl. 11n) und Wilhelm Tell (Kl. 9g2), Kurt Riemanns Komödie Phylax (Kl. 9g3) und, aus dem Unterricht erwachsen, das Stück „Kolumbus" (Kl. 9g3). Erwähnung verdienen ferner ein Vortrag von Prof. Dr. Oppermann über „Lessings Glaube", die Besinnungsstunde anläßlich des Nationalen Gedenktages des Deutschen Volkes, die Reformationsfeier am 31. Oktober mit einer Ansprache von Stud.-Rat Dr. Behrens und zwei Gemeinschaftsstunden, die unsere Schüler beim Musizieren zeigten. Dozent Dr. Feldmann sprach hier und in einer Abendveranstaltung vor den Eltern einleitend über Sinn und Bedeutung der Hausmusik.

Sehr eindrucksvoll war eine Feierstunde am 15. 8. zur Begrüßung englischer Gäste, die in Erwiderung eines Besuches der Kl. 9g2 einen Einblick in das Leben an unserer Schule gewinnen wollten. Anschließend an die Ansprachen des Direktors und von Mr. Hurst, dem Headmaster von Acklam Hall School, fanden als Vertreter der Präfekten Thomas Remé, für die englischen Schüler John Whaley herzliche Worte der Freundschaft. Dann führten Schüler der Kl. 8g1 unter der Regie von Koll. Dr. Renn ein Stück in englischer Sprache (The Travelling Man von J. A. Gregory) mit großem Beifall auf. Die englischen Schüler revanchierten sich mit drei ebenfalls sehr beifällig aufgenommenen Volksliedern. Die Feierstunde klang aus mit Beethovens „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre", dargeboten vom Chor und Orchester des Christianeums unter Leitung von Koll. Borm. Anschließend nahmen die Gäste, die nach einigen mit ihren Partnern unternommenen Fahrten gerne auch den Alltag unseres Schullebens kennen lernen wollten, mit regem Interesse am Unterricht teil.

Am nächsten Abend fand unter der bewährten Stabführung von Koll. Borm ein Schulkonzert statt, auf dem zum erstenmal auch der Elternchor mitwirkte. Die

Veranstalter ernteten in der bis auf den letzten Platz besetzten Aula stürmischen Beifall, das Konzert wurde in der nächsten Woche vor vollem Hause wiederholt.

Am 17. August feierte das Christianeum sein traditionelles Sommerfest im Bauernhause des Altonaer Volksparkes. Es wurde gemeinsam mit den englischen Gästen begangen. Viele Eltern, Freunde und Ehemalige fanden sich mit den Lehrern und Schülern zusammen, um einen frohen Nachmittag zu verbringen. Die meisten Klassen hatten diesmal dazu beigetragen, einen echten Jahrmarktrummel hervorzuzaubern: Schießstände, Wurstbuden, Anglerparadiese, ein Radfahr-Slalom, ein Zirkus, Theateraufführungen sorgten im bunten Durcheinander für eine richtige Rummelplatzstimmung. Sogar eine Waffelbäckerei war aufgebaut worden, und am Eingang zum Garten zog eine „echte" Bänkelsängergruppe die Zuhörer immer wieder an sich. Einen besonderen Reiz erhielten alle diese Darbietungen dadurch, daß der Festausschuß für die drei besten Schaustellungen schöne Bildpreise zur Verfügung gestellt hatte, die die Klassenzimmer der Siegerklassen verschönen helfen sollten und gleichzeitig die Schüler immer an den Wert der Klassengemeinschaft erinnern können. Auf der fahnengeschmückten Terrasse vor dem Bauernhaus nahm der Direktor nach einigen vom Schulchor und der gesamten Schülerschaft gesungenen Volksliedern die Verteilung der Preise vor. Die glücklichen Preisträger waren die Kl. 8o1 mit ihrem stets umlagerten Zirkus, die Kl. 11g1 mit ihrem lustigen Radfahr-Slalom und die Kl. 12g1 mit der schon erwähnten Bänkelsängergruppe. Anschließend tanzte die Kl. 12n mit Schülerinnen der Oberschule Blankenese einige Volkstänze, die Koll. Jacobi einstudiert hatte. Ein Umzug aller Klassen und ein Abschlußlied beendeten das Fest, dessen Leitung bei Koll. Weise in guten Händen lag. Ein gern aufgenommenes Tänzchen vereinte Eltern, Lehrer, Freunde und ältere Schüler dann noch einige Stunden in froher Laune.

Von der Einladung zum offenen Unterrichtstag des Christianeums machten wieder viele Eltern Gebrauch und bekundeten, wie sehr ihnen an einer engen Gestaltung der Beziehungen zwischen Schule und Elternhaus gelegen war.
Hier sei auch noch den opferfreudigen Eltern herzlich gedankt für die Spenden, durch die es möglich wurde, unsere Klassenräume streichen zu lassen und ihnen ein freundlicheres Aussehen zu geben.

Die Schulsportwettkämpfe am 29. und 30. 8. auf dem Dockenhudener Sportplatz nahmen, von herrlichem Wetter begünstigt, unter der erprobten Leitung von Koll. Jacobi einen schönen Verlauf. Den vom Lehrerkollegium gestifteten Wanderpreis gewann die Kl. 13g2, den des Elternrats die Kl. 8o2. Im Elbelauf wurde wieder das Christianeum Sieger und behauptete den im Vorjahr errungenen Wanderpreis. Auch beim Faustballturnier aller Oberschulen Hamburgs wurde das Christianeum in der Gruppe Altona mit drei Siegen Bester und belegte in den Endspielen den 3. Platz.

Mit dem Ende des Sommerhalbjahres wurde an unserer Schule die Schulspeisung, weil kein Bedürfnis mehr vorlag, ohne viel Aufsehen eingestellt. Um so mehr muß hier noch einmal gesagt werden, wie unendlich segensreich diese Einrichtung in den schweren Notjahren für unsere Schüler gewesen ist. Allen denen, welche sich um dieses Werk verdient gemacht haben, vor allem dem Speiseleiter Herrn Weise und seinem Mitarbeiter Koll. Dr. Kier gebührt für ihre große Mühe herzlicher Dank.

Am 3. November fand das Winterfest des Vereins der Freunde des Christianeums in der Elbschloßbrauerei statt. Das Schulorchester unter der Leitung des Koll. Borm eröffnete den Reigen der Darbietungen, danach sprach Dr. Raabe, der Vorsitzende des Vereins, Worte der Begrüßung. Nunmehr folgte eine Aufführung der Kl. 9g3 unter der Regie von Koll. Weise. Frisch und munter spielten die Jungen eine köstliche Komödie um den Hund „Phylax". Der Schwank war eigens für das Winterfest z. T. musikalisch untermalt worden, wobei besonders das humorvolle Vorstellen der kleinen Schauspieler am Beginn gefiel. Orchester und Darsteller ernteten reichen Beifall der Zuhörer. Der Walzer „G'schichten aus dem Wiener Wald" von Johann Strauß, gespielt

vom Schulorchester, leitete schließlich zum allgemeinen Tanz über, der die zahlreichen Besucher des diesjährigen Winterfestes noch lange in Frohsinn beisammen hielt. Um den klingenden Erfolg des Abends hatte Koll. Dr. Nissen das größte Verdienst. Den stattlichen Reinertrag von 2545,— DM stellte der Verein der Freunde wieder dem Christianeum für Schulzwecke zur Verfügung. Dafür sei ihm auch an dieser Stelle herzlich gedankt.

Sehr bedauert wurde von vielen Eltern das Ausbleiben der Herbstzeugnisse. Die Behörde hatte in einem Erlaß den Wegfall des Herbstzeugnisses angeordnet, dafür aber nach Bedarf Mitteilungen an die Eltern empfohlen. Unsere Schule hat davon allgemeinen Gebrauch gemacht und, einem einstimmigen Wunsch des Elternrats entsprechend, sich nicht auf die Warnungen zum 15. November beschränkt, sondern sich bemüht, den Eltern ein Bild des Leistungsstandes und der Entwicklung der Schüler zu geben.

Aus den erwähnten Richtlinien für die Erteilung von Zeugnissen sind folgende Neuerungen wichtig: Für die Leistungen gilt nunmehr in den zu Ostern zu erteilenden Jahreszeugnissen die Bewertung sehr gut (1), gut (2), befriedigend (3), ausreichend (4), nicht ausreichend (5). Das Zeugnis „befriedigend" bezeichnet eine zufriedenstellende normale Durchschnittsleistung. Ein „Gut" besagt, daß die Leistungen eines Schülers den Durchschnitt der Klassenleistungen deutlich überragen, während das Prädikat „sehr gut" nur wirklichen Spitzenleistungen vorbehalten bleiben soll. Wenn für nicht genügende Leistungen nur noch ein Prädikat verbleibt („nicht ausreichend" = 5), so ist doch für die richtige Beurteilung wichtig, daß das Zeugnis „ausreichend" eine Leistung anzeigt, die bereits unter dem Durchschnitt der Klassenleistung liegt.

Für die Versetzung erhält noch größere Bedeutung als bisher die Feststellung der Gesamtreife unter dem Gesichtspunkt, ob der Schüler in der nächsten Klasse erfolgreich wird mitarbeiten können. Am Rande sei ferner bemerkt, daß das Ausbleiben einer Warnung zum 15. November natürlich für den Schüler kein Freibrief für Faulheit ist in der Annahme, daß die Versetzung nunmehr gesichert sei. Die Schule wird besonders darauf achten, über ein plötzliches Absinken der Leistungen das Elternhaus zu benachrichtigen.

Vom Standpunkt des Erziehers wird man es nur begrüßen können, daß die Beurteilung der Leistungen in den einzelnen Unterrichtsfächern immer der Gesamtbeurteilung der Persönlichkeit des jungen Menschen untergeordnet werden soll. Denn die Wissenschaftliche Oberschule ist ja keine Fachschule, die auf einen bestimmten Beruf vorbereitet; sie soll vielmehr den jungen Menschen mit seinen Anlagen entwickeln und zur Reife bringen. Für den Erzieher vollends erhält seine Arbeit erst letzten Sinn und Erfüllung, wenn er seinen Unterricht als Beitrag einer echten Erziehungsarbeit auffaßt und in seinem Zögling immer den ganzen Menschen vor Augen hat.

Lange

FREUNDE HIER UND FREUNDE DORT

Sorgenvolle Gesichter auf der Heimfahrt von Middlesbrough! Da werden wir uns in Hamburg schon anstrengen müssen, um neben unsern englischen Gastgebern bestehen zu können.

Der Bürgermeister von Middlesbrough hatte uns im Rathaus einen Empfang gegeben; im Kemsley House war das Ereignis unseres Besuches mit Fernschreiber an alle Zweigstellen Großbritanniens durchgegeben worden, und innerhalb weniger Minuten tackten Dutzende von Maschinen Grüße an uns auf Deutsch und Englisch aus Liverpool, Manchester, Aberdeen und sonstwoher; drei große Tagestouren hatten wir gemacht: nach York, in die Yorkshire Dales und zu Englands größtem Wasserfall High Force in Teesdale; für über fünf Minuten hatten wir den Großstadtverkehr aufhalten dürfen, als Europas größte Hebebrücke, Teesbridge, eigens für uns und mit uns darauf — was sonst für Unbefugte streng verboten ist! — hochgezogen wurde; und wir hatten für drei Wochen die geradezu sprichwörtliche „Yorkshire Gastlichkeit" in Familien und Schule genießen dürfen.

Nun, mit dem Empfang im Hamburger Rathaus wurde es nichts. An offiziellen Persönlichkeiten unserer Vaterstadt konnten wir neben den Oberschulräten der Behörde nur Mr. Jones von der Education Branch und Mr. Dunlop, den Land Commissioner, für unsere Gäste interessieren. Mr. Jones besorgte uns dankenswerterweise eine Barkasse für eine besonders schöne, besonders ausgedehnte Hafenrundfahrt und nahm an der Begrüßungsfeier des Christianeums teil. Mr. Dunlop gab für unsere Gäste und die Austauschgruppe des Johanneums, Latymer School Boys aus London, gemeinsam einen Empfang am Harvestehuder Weg.
Im Funkhaus konnten wir zwar nicht mit ganz Deutschland über den Äther in Verbindung treten, aber wir hörten unsere mehr oder minder schneidig ins Mikrophon gesprochenen Worte hinterher von der Bandaufnahme aus dem Lautsprecher.
Sonst brauchten wir nicht viele gemeinsame Unternehmungen in Hamburg und Hamburgs näherer Umgebung zu organisieren, im Gegenteil, die Gastgeber wachten eifersüchtig darüber, daß ihnen nicht zuviel Zeit genommen wurde, in der sie selbst ihren Gästen die Schönheiten unserer Stadt zeigen wollten — ein gutes Omen für unseren Austausch! So wurde neben der Hafenrundfahrt und dem Funkhausbesuch nur noch eine gemeinsame Veranstaltung aufs Programm gesetzt: Springderby in Klein-Flottbek. Kleinere interessierte Gruppen trafen sich zum Rudern auf der Alster, wozu die Ruderriege des Christianeums eingeladen hatte, waren bei verschiedenen Jugendgruppen zu Gast, statteten der Walddörferschule einen Besuch ab. —

Aber fünf Tage gingen wir auf Fahrt!

Nachdem sich Hamburgs Himmel acht Tage lang von der freundlichsten Seite gezeigt hatte, goß es auf dem Priwall in Strömen, als wir nach schwierigster diplomatischer Demarche — Weltjugendfestspiele in Ostberlin! — endlich vor dem Stacheldrahtverhau der russischen Zonengrenze standen. Gott sei Dank war mit diesem einen Tag unser Soll an Regen erfüllt, und selbst an diesem nassen Nachmittag sind nicht alle Jungen den Lockungen der „Sündhaften Inseln" erlegen und ins Kino gegangen, sondern haben ein herrlich belebendes Bad in der Ostsee genommen. Der gute Eindruck, den die Lübecker Jugendherberge gleich bei unserer abendlichen Ankunft auf uns machte, hielt bis zum Schluß vor; auch unsere englischen Gäste, denen solch ein Herbergsbetrieb offensichtlich sehr fremd war, gewöhnten sich mit der Zeit ein.
Für eine eingehende Besichtigung und Würdigung Lübecks brauchten wir schon mindestens einen ganzen Tag; und es sind doch wohl einer ganzen Reihe von Jungen ein wenig die Augen aufgegangen, was es mit der Hanse, mit norddeutscher Art und Kunst, kurz mit der Backsteingotik auf sich habe. Wir hatten sogar das Glück, in die geheiligte Baustelle der Marienkirche hineinschlüpfen zu können, wo unser Blick zur Decke des gewaltigen Mittelschiffs emporgerissen wurde und wir die Bemalung aus dem Mittelalter bewundern durften, die seit der Katastrophe unter dem Kalk zutage getreten ist.

Einige schimpften natürlich auch: „Schon wieder 'ne Kirche!" Nachmittags gab es deshalb auch Freizeit, damit die Kinogänger von gestern heute wenigstens baden gehen konnten und sich nicht auch noch den Lübecker Dom anzusehen brauchten, nachdem man ja schon am Morgen zwei oder drei Kirchen die dazu noch teilweise beschädigt waren, gesehen hatte.

Ja, beschädigt ist vieles in Lübeck; aber beschädigt ist vor allem unser deutsches Land, nämlich durch die Zonengrenze, vor der wir schon auf dem Priwall gestanden hatten und an der wir jetzt auf der Wakenitz entlang nach Ratzeburg fuhren. Stacheldrahtverhaue auf den Brücken über den Grenzfluß, Volkspolizisten am Ufer, von denen natürlich „Dokumentarphotos" gemacht wurden. Das nahmen sie gar nicht übel, sie schossen nicht einmal — eigentlich enttäuschend! —, sie winkten uns freundlich zu. Wahrscheinlich müssen sie sich auch irgendwie ihr Brot verdienen. —

Unsere zweite Fahrt machten wir mit „eigenem" Autobus. Über Bardewik ging's nach Lüneburg, dessen Jugendherberge nicht ganz so erfreulich wie die Lübecker war, aber doch immerhin recht passabel. Zu sehen gab es auch hier

wieder viel, vor allem für den, der sehen wollte, und davon gab er jetzt schon eine Menge. Aber es wurde doch allgemein begrüßt, als am letzten „Ferientag" wohlverdientermaßen nur gewandert wurde: von Niederhaverbeck über Totengrund, Steingrund, Wilsede, Schlangengrund, Wilseder Berg, Stattberg, Wacholdergrund zurück nach Niederhaverbeck. Die Heide stand in voller Blüte, und das Wetter konnte nicht schöner sein!
Ja, nun waren selbst für die 9g2 und die Acklam Hall Boys die Ferien zu Ende; am 15. August ging es gemeinsam zur Schule. Die 9g2 hatte ihren Klassenraum für ihre Gäste so anheimelnd wie möglich ausgestattet; eine Ausstellung aller in England aufgenommenen Photos prangte an den Wänden, und man war also fast zu Hause. Der Unterricht war häufig zweisprachig, im übrigen fiel am Freitag auch noch der Unterricht wegen der „Garden-Party" aus; kein englischer Junge konnte sich über schulische Überbeanspruchung beklagen, als sich am Sonnabend die Pforten des Christianeums wieder hinter ihm schlossen. „Glückliche Reise" hatte ihnen allen noch die Schultheatergruppe mit Thornton Wilder gewünscht. —
Wir wissen, sie sind längst gut angekommen. Aber die Reise von Hamburg nach Middlesbrough geht ja auch in umgekehrter Richtung. Und davon sprachen die Eltern der Klasse 9g2, als sie sich vierzehn Tage später zu einer „kritischen Nachlese" in der Schule zusammenfanden. Nachdem jeder einzelne Englandfahrer einen kleinen persönlichen Bericht gegeben hatte, sprach man sich noch einmal bei Kaffee und Kuchen gemütlich aus. Das aber war der Wunsch aller Anwesenden:
Acklam Hall — Glückliche Reise nach Hamburg 1952!

Heinz Fahr

ENGLISCHE GÄSTE IM CHRISTIANEUM

Anläßlich des Besuches einer englischen Schüleraustauschgruppe von Acklam Hall fand in der Aula, die einen neuen Wandschmuck erhalten hatte, eine Gemeinschaftsstunde statt. Nach dem „Wach auf"-Chor von Richard Wagner begrüßte der Direktor die Versammelten in einer Ansprache:
Sehr verehrte Gäste! Liebe Christianeer, als Ihr vorhin die Aula betratet, werdet Ihr mit Erstaunen bemerkt haben, daß die bislang so kahle Rückwand unseres Festraumes plötzlich neue Ölgemälde zieren. Die Auffindung der Bilder gelang dem Spürsinn des Herrn Dr. Lintzer, der sie in einem völlig verwahrlosten Zustand in einer Abseite des Altonaer Museums entdeckte. Es handelt sich um alte Leihgaben des Christianeums, die gänzlich in Vergessenheit geraten waren und jetzt, von der kundigen Hand eines Konservators renoviert, für uns wertvolle Zeugen der Geschichte unseres Christianeums sind. Ich möchte wünschen, daß diese Bilder, die fortan als Schmuck unserer Aula dienen, darüber hinaus vom Hamburger Staat als dem Rechtsnachfolger jener Fürsten, die als Herzöge von Holstein ihre schützende Hand über Altona und sein Chrisianeum hielten, als mahnende Verpflichtung empfunden werden, unser Christianeum zu hegen und zu pflegen und es in dem Stand zu erhalten, seine Aufgaben zum Wohle der ihm anvertrauten Jugend zu erfüllen und wie in vergangenen Zeiten als kultureller Sender über die engen Grenzen der Stadt hinaus weit in den nordwestdeutschen Raum hinein zu wirken.
Wir haben uns heute aber noch aus einem anderen Grunde hier versammelt. Es ist uns eine große Freude, in unserer Aula englische Gäste willkommen zu heißen, die in Erwiderung unseres Besuches nach Deutschland gekommen sind, um nach erwiesener Gastfreundschaft nunmehr drei Wochen bei uns in den Familien ihrer Austauschpartner zu verleben.

I am pleased to welcome to our ceremony this morning Mr. Jones from the Cultural Relations Group.

To Mr. Hurst, the headmaster of Acklam Hall School, to Mr. Page and Mr. Uttley, masters of the same school, we extend a very cordial greeting.
The initiative for our anglo-german exchange was taken by Mr. Hurst on the English side, and I hope that both, he and Mr. Uttley, who has worked so hard to make the exchange successful, feel satisfied with the result of their efforts.

We hope that all our guests, boys and masters, wife and daughters, have enjoyed and will enjoy their stay with us as much as we enjoyed our stay in England.

If our English guests wish to take part in any of our lessons, either to day or to morrow, we shall be delighted to have their assistance.

Ich brauche hier nicht viel Worte über den Wert unseres Austausches zu machen. Es ist natürlich nicht damit getan, daß man seine Sprachkenntnisse so herrlich leicht erweitern kann. Es bedeutet schon einen hohen erzieherischen Wert, plötzlich auf sich allein gestellt sich in der Fremde durchsetzen zu müssen. Vor allem aber bedenke man die Fülle der Eindrücke, die der Aufenthalt in einem fremden Land und in der Familie des Gastgebers bietet. Unvergeßlich bleibt ferner die Schönheit der Landschaft, die wir kennen lernten, ob wir nun die lieblichen Cleveland Hills durchstreiften oder uns den Reizen der englischen Meeresküste hingaben, ob wir die herbe Schönheit des Wenslaydale mit seinen Wasserfällen und ernsten Landschaftsbildern bewunderten oder den Zauber der alten Schlösser und Kathedralen etwa in Richmond und Bolton, in York oder Durham auf uns wirken ließen.

Prospect der daenischen Handels-Stadt Altona, wie sie von der Süderseite zusehen.
Nach einem Stich von Wilhelm Oeding, ehemaligen Zeichenlehrer des Christianeums, aus dem Jahre 1746.

Ich glaube, wir haben für unseren Austausch auch insofern die richtige Form gefunden, daß die englischen Partner, mit denen wir inzwischen Freundschaft geschlossen hatten, sogleich mit uns die Fahrt nach Deutschland antraten und nun bei uns in Hamburg, in Lübeck und Ratzeburg, in Mölln und Lüneburg, an der Ostsee und in der Heide charakteristische deutsche Stätten und Landschaften kennen lernten. Dabei war nach den Aussagen unserer Gäste besonders eindrucksvoll jene Fahrt auf der Wakenitz, die ihnen einen unmittelbaren Anblick der schwärenden Wunde an unserem Volkskörper vermittelte.

Es ist mir ein Bedürfnis, allen, die an dem schönen Gelingen dieser Fahrten mitgewirkt haben, für ihre Mühe und Arbeit herzlich zu danken, insbesondere aber Herrn Kollegen Fahr, der mit viel Umsicht und Geschick und mit unendlicher Mühe den Austausch auf unserer Seite organisierte und das Hauptverdienst an dem glänzendem Erfolg hat.

Vor unseren Gästen liegen noch abwechslungsreiche Tage, die die Arbeit des Alltags in der Schule zeigen und auch festliche Stunden bringen sollen. Wir hoffen, daß sie sich auch bei uns wohlfühlen werden. Wenn sie dann mit wertvollen Eindrücken aus Deutschland die Heimreise antreten, begleitet sie unser Dank für all das Schöne, das wir während dreier unvergeßlicher Wochen drüben gesehen und erlebt haben. Dabei haben wir zugleich das beglückende Gefühl, daß wir mit diesem deutsch-englischen Austausch in unserem bescheidenen Rahmen auch einen kleinen praktischen Beitrag für den Gedanken der Völkerverständigung geliefert haben, der, wenn Europa leben soll, die Zukunft gehören muß.

Lange

ANSPRACHE DES HEADMASTERS DER ACKLAM HALL SCHOOL

Herr Direktor, verehrte Kollegen, liebe Schüler!

Für einen Ausländer ist es niemals eine leichte Aufgabe, in einer fremden Sprache eine Rede zu halten. Für mich ist es niemals eine leichte Aufgabe, eine Rede zu halten, selbst in meiner eigenen Muttersprache.

Trotzdem möchte ich diese Gelegenheit ergreifen, Ihnen, unseren deutschen Freunden, den aufrichtigen Dank der englischen Austauschgruppe auszusprechen. Dank für Ihre Gastfreundlichkeit, Ihre Freigiebigkeit und besonders für das Interesse, das Sie uns erwiesen haben.

Herr Direktor Lange hat soeben von den schönen Tagen in England gesprochen, die die deutsche Gruppe da verbracht hat. Wenn es so wäre, daß die deutschen Mitglieder der Austauschgruppe sich wie zu Hause fühlten, dann sind wir zufrieden. Ich kann Ihnen offen sagen, daß die Engländer hier in Hamburg recht viel Vergnügen gehabt haben, und wir hoffen alle, daß wir wiederholt nach Deutschland und nach Hamburg werden kommen können.

Es freut mich sehr, daß die Freundschaft zwischen unseren beiden Völkern immer mehr wächst — hoffentlich wird es immer so bleiben. Das ist mein aufrichtiger Wunsch und der Wunsch der ganzen englischen Austauschgruppe.

A LETTER FROM MIDDLESBROUGH

Obwohl es schon etwa zwei Monate her sind, daß wir — sehr gegen unseren Willen — Hamburg Lebewohl sagen mußten, so haben wir doch die drei Wochen bei Ihnen in lebhaftester Erinnerung als unsere schönste Ferienzeit und eine unserer reichsten Lebenserfahrungen. Ja, auch in der Entfernung und nach längerer Zeit ist es schwierig, die Erinnerungen dieser glücklichen Zeit in die rechte Ordnung zu bringen, angesichts all der neuen Eindrücke und Erfahrungen.

Für mich ist einer der ersten Eindrücke einer der lebhaftesten: der Augenblick unserer Ankunft am Bahnhof. Die Freundlichkeit und Begeisterung, mit der wir begrüßt wurden, ließen keinen Zweifel darüber, was für eine herrliche Zeit wir haben und wie wir überall empfangen werden würden. Sogar das Wetter schien ganz speziell bestellt zu sein — ein warmer, strahlend sonniger Nachmittag, der uns Hamburg im schönsten Licht zeigte, als wir auf der Lombardsbrücke über die Alster fuhren —, ein Blick, den zum mindesten einer der Gäste unwiderstehlich fand und zu dem er während seines Aufenthaltes immer wieder unausweichlich sich hingezogen fühlte.
Für die meisten von uns, besonders die Jüngeren, war die Stadt selbst eine große Überraschung. Selbstverständlich ist Hamburg als Hafen weltberühmt, aber der Zauber der Alster, der Ober- und Unterelbe und die friedliche Schönheit der ländlichen Umgebung — ein Hafen der Ruhe vom Getriebe der City — sind eine vollständige Überraschung für den Fremden, der zum ersten Mal nach Hamburg kommt. Jeder von uns, der bisher Hamburg nur als gewaltige Industriestadt kannte — größer als jede englische Industriestadt außer London — war erstaunt und entzückt zugleich über Sachsenwald, Altes Land und Blankenese und innerhalb des Stadtgebietes über die Gärten und Parks: Planten un Blomen und Hagenbeck — und über die Alster mit ihren reizenden Wasserwegen, ihren Dampfern, Yachten, Ruderbooten und Kanus, eine Insel der Ruhe und Erholung inmitten des lärmenden Verkehrs und der geschäftlichen Unrast der City.
Und was soll ich sagen über die besonders sorgfältig und erfolgreich vorbereiteten Fahrten? Ostseebad Travemünde — die einzige Gelegenheit, wo das Wetter uns im Stich ließ —, die Hansestadt Lübeck mit ihrer alten Befestigung und ihren Bauten, das mittelalterliche Ratzeburg in seiner einzigartigen Lage im See und Mölln, das viele von uns wegen seiner Verbindung mit Eulenspiegel besonders interessierte, von dessen Streichen wir so oft gelesen haben. Auch die herrliche Wanderung durch die Lüneburger Heide werden wir nicht so schnell vergessen. Wie schnell mußten wir das allgemeine Vorurteil revidieren, die Norddeutsche Tiefebene sei uninteressant und „flach wie ein Pfannkuchen".
Von unseren Eindrücken im Christianeum selber denken wir besonders an das Konzert des Schulorchesters, Schulchors und — etwas ganz Neues für uns — des Elternchors. Wie hat die ganze Zuhörerschaft — wir eingeschlossen — diese Aufführung genossen. Der Enthusiasmus von Herrn Borm sprang nicht nur auf Schüler und Eltern, sondern auch auf die Zuhörerschaft über. Weiter denken wir an das Sommerfest, das an unsere eigene Garden-Party erinnerte, und an die Aufführungen zweier Stücke, eins auf Englisch und eins in deutscher Übersetzung. Viele von Ihnen wird es interessieren, daß wir am Ende des Halbjahres in Acklam „Der Widerspenstigen Zähmung" aufführen wollen und daß der Klassentheaterwettbewerb wie gewöhnlich an Ostern stattfinden wird.
Neulich fragte ich die Jungen, die mit in Hamburg waren, was sie für besondere Eindrücke gehabt hätten. Es wurden viele Einzelheiten genannt, Abweichungen von unserer Lebensweise, z. B. die Zeitungskioske auf der Straße, das unglaubliche Gedränge in Zügen und Straßenbahnen und der Aufzug der Schornsteinfeger, aber am häufigsten wurde die Freundlichkeit völlig fremder Leute und ihre Hilfsbereitschaft erwähnt. Wie erstaunt waren viele Jungen, daß so viele Deutsche Englisch sprechen konnten — und wollten!
Ferien wie diese sind eine einzigartige Gelegenheit, mit Freunden in einem anderen Land zu leben, ihre Lebensweise und ihre Lebensvorstellungen kennenzulernen. Es ist leicht, Ferien in einem fremden Land zu verbringen, indem man mit seinen Landsleuten in einem Hotel wohnt, die ganze Zeit Englisch spricht und englische Mahlzeiten ißt. So nimmt man am Ende einzig den Eindruck einer verlebendigten Ansichtskarte mit. Man hat in Wahrheit ein fremdes Land besucht, ohne sein eigenes zu verlassen.
Wir hoffen, daß unser Ferienaustausch noch sehr viel mehr erreicht hat, jedenfalls sind wir in Middlesbrough überzeugt davon. Wir haben viele neue Freunde gewonnen und hoffen, daß solche Besuche in Zukunft in noch größerem Umfang durchgeführt werden können, damit wir uns allmählich immer

besser verstehen lernen.
In diesem Sinne danken wir Ihnen für Ihre großartige Gastfreundschaft. Wir sagen nicht „good bye", sondern

Auf Wiedersehen! (gez. Edwin Uttley)

EINE WICHTIGE NEUERUNG IM ORGANISATORISCHEN AUFBAU DER WISSENSCHAFTLICHEN OBERSCHULE IN HAMBURG

Ein höchst bedauerlicher Mißstand im deutschen höheren Schulwesen heute ist die Uneinheitlichkeit seines Aufbaus. Nachdem es jetzt wenigstens gelungen ist, in der Frage des Beginns des Schuljahres zu Ostern eine Einigung zu erzielen, mit der sich auch Bayern abfinden will, bleibt besonders verhängnisvoll die verschiedene Sprachenfolge in den einzelnen Ländern.
Während im Südwesten im allgemeinen Französisch die 1. Fremdsprache ist, steht im Westen weitgehend Latein und in dem übrigen Bundesgebiet Englisch an erster Stelle. Die Leidtragenden bei dieser Ordnung sind die Kinder, da sie bei einer Umsiedlung ihrer Eltern oft nur schwer und mit großem Zeitverlust den Anschluß an das anders aufgebaute Schulsystem ihres neuen Wohnsitzes gewinnen.
Die Hamburger Schulbehörde hatte, um da zu helfen, bisher das bei unserm Schulaufbau Nächstliegende getan und besondere Sprachkurse eingerichtet, durch die solchen Schülern der Übergang erleichtert werden soll. Nunmehr ist gemäß einer Vereinbarung der Ständigen Konferenz der Kultusminister unsere Schulbehörde dankenswerter Weise noch einen Schritt weitergegangen: Um den Kindern, die von auswärts nach Hamburg zuwandern und im 5. Schuljahr ihrer bisherigen Schulen als 1. Fremdsprache Latein oder Französisch gehabt haben, eine ungehinderte Fortsetzung ihres Bildungsweges zu ermöglichen, werden für diese Kinder in der Grundschule Kurse für Latein und Französisch eingerichtet. In diese Kurse können bis zu einer gewissen Zahl auch Hamburger Kinder aufgenommen werden.
Von der Möglichkeit eines grundständigen Latein-Unterrichts werden sicherlich viele Eltern gerne Gebrauch machen wollen, die ihre Söhne auf das Gymnasium zu schicken beabsichtigen und eine Schule mit Latein als 1. Fremdsprache, wie es das alte humanistische Gymnasium einst bot, vom pädagogischen Standpunkt aus als die für ihren Jungen am besten geeignete Form der Wissenschaftlichen Oberschule ansehen. Für diese Kinder muß allerdings, wie die Schulbehörde bemerkt, die Gewähr gegeben sein, daß sie dem Latein-Unterricht folgen können und nach 2 Jahren die Ausleseprüfung für die Wissenschaftliche Oberschule bestehen. Die in einem Lateinkurs in der 5. Grundschulklasse zusammengefaßten Schüler erhalten nämlich Latein-Unterricht statt Englisch. Für sie wird dann in der 7. Klasse der Wissenschaftlichen Oberschule der Latein-Unterricht fortgesetzt und mit dem Englisch-Unterricht begonnen. Dieser Aufbau entspricht also ganz dem des alten humanistischen Gymnasiums, wo in Sexta (wie künftig in der neuen 5. Klasse der Grundschule) mit Latein begonnen und in Quarta (wie künftig in der neuen 7. Klasse der Wissenschaftlichen Oberschule) der Latein-Unterricht im 3. Jahre betrieben und mit Englisch begonnen wurde. Das Gymnasium wird also künftig in 2 Formen vertreten sein: mit einer 7. Klasse mit der Sprachenfolge Englisch 3. Jahr, Latein 1. Jahr (= derzeitige Form des Gymnasiums in Hamburg) und mit einer anderen 7. Klasse mit der Sprachenfolge Latein 3. Jahr, Englisch 1. Jahr (= frühere Form des alten humanistischen Gymnasiums).
So finden wir jetzt auch in dem durch die Schulreform neu gestalteten Schulwesen einen Schultyp wieder, der an das alte humanistische Gymnasium anschließt. Selbstverständlich hat heute das Gymnasium als eine Form der Wissenschaftlichen Oberschule ein Daseinsrecht nur, wenn es, weit aufgeschlossen dem Leben gegenüber, den gewandelten Forderungen unserer Zeit gerecht wird. Doch darf es dabei in seinem erzieherischen Wirkungsbereich nicht irgendwie eingeengt werden, sondern es muß einem häufig begegnenden Mißverständnis, das leider nur zu sehr in dem leicht irreführenden neuen Namen begründet ist, mit aller Schärfe entgegengetreten werden: Wie

jede „Wissenschaftliche" Oberschule sieht das Gymnasium seine pädagogische Aufgabe keineswegs nur darin, daß es seine Schüler für das wissenschaftliche Universitätsstudium vorbereitet, es ist vielmehr — und es erhebt diesen Anspruch mit allem Nachdruck — eine allgemeinbildende Schule, die ihre Zöglinge, die sich nach Abschluß ihrer Ausbildung mit dem Zeugnis der Reife entläßt, zu Menschen bilden und reif und tüchtig machen will für jede Lebensaufgabe, keineswegs allein für die sogenannten akademischen Berufe.

Der angekündigte neue Latein-Unterricht kann, wie die Schulbehörde bemerkt, nur an einigen wenigen Grundschulen in Hamburg eingerichtet werden. Bei der Auswahl dieser Schulen soll der Wohnsitz der angemeldeten Schüler berücksichtigt werden. Danach wird dann auch für die einzurichtende 7. Klasse, die die Schüler mit grundständigem Latein-Unterricht aus der Grundschule aufnimmt, die Wissenschaftl. Oberschule ausgewählt werden. Dafür kommt natürlich nur ein Gymnasium in Betracht, und das kann für die Elbgemeinden, wenn die genügende Anzahl von Meldungen vorliegt, nur das Christianeum sein. Für die an dieser Möglichkeit interessierten Eltern dürfte es sich empfehlen, nach Rücksprache mit dem Lehrer der Grundschule, möglichst bald einen Antrag auf Zulassung ihres Jungen zum Latein-Unterricht in einer 5. Grundschulklasse zu stellen.

Lange

VORANZEIGE

Um allen Eltern die Möglichkeit zu geben, sich über aktuelle, lebenswichtige Fragen der Schulausbildung ihrer Kinder zu informieren, spricht Herr Oberstudiendirektor Dr. Lange am Freitag, dem 14. Dezember 1951, um 20.15 Uhr in der Aula des Christianeums über

„Die Bildungsidee des humanistischen Gymnasiums".

Eltern und Gäste sind herzlich willkommen.

WARUM GYMNASIUM?

Wenn uns Ernst Robert Curtius in seinem herrlichen Werke «Europäische Literatur und Lateinisches Mittelalter», für das ihm unser Senator H. Landahl im Januar 1950 hier in Hamburg den Lessingpreis mit tiefem Dank überreicht hat, die begründete Versicherung gibt, daß man Europäer ist, wenn man civis Romanus geworden ist, so empfängt gerade das Gymnasium mit diesem bedeutungsvollen Wort den grundlegenden Auftrag, die ihm anvertraute Jugend, die ihr Leben in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in einem – so hoffen wir – friedlichen, einigen und seiner Aufgabe als Hüter der abendländischen Kultur bewußten Europa leben wird, zu Europäern zu erziehen. Im altsprachlichen Unterricht des Gymnasiums handelt es sich doch niemals um kleine Teilgebiete des Lebens, nein, das ganze Leben steht hier zur Anschauung, das vergangene wie das heutige, und im Mittelpunkt steht derjenige, der diesem Leben Sinn, Ziel und Inhalt gibt: der Mensch, und zwar der Mensch des europäischen Abendlandes. Wenn wir also wollen, daß unsere Nachfahren wie wir Menschen des europäischen Abendlandes sind, dann müssen wir diese Jugend in den Geist dieses Abendlandes einführen. Und daß diese Jugend diese Geisteshaltung im europäischen Sinne bewußt in sich aufnimmt, an ihr in menschlichem Sinne ihren Charakter bildet, dazu wird das Gymnasium einen, vielleicht den wertvollsten Beitrag spenden können. So ist nach Karl Vretska das Gymnasium als die humane Schule abendländischer Bildung eine Forderung unserer gegenwärtigen Not; es hat, soweit es eine Schule kann, den Boden zu bereiten, aus dem die Einheit des Abendlandes und daraus der Typus des abendländischen Menschen erwächst. (Gymnasium 1951, Heft 4.)

Der englische Historiker Toynbee, dessen Werk und Betrachtungsweise E. R. Curtius die größte historische Denkleistung unserer Tage nennt im Hinblick auf die gemeinsame europäische Kultur, betont in seinem Werke: A study of History 1934/39, daß Thukydides ihm für sein gewaltiges univer-

salgeschichtliches Bild Anstoß und Ausgangspunkt gewesen sei. Und mit ebenso unerhörter Eindringlichkeit hat ein anderer Großer, der Historiker E. Troeltsch, in seinem Werke: der Historismus und seine Probleme, 1922, den Blick der Zeitgenossen gelenkt auf die unvergänglichen, ewig jungen, lebendigen Gegenwartswerte der Antike. Er sagt: »Unsere europäische Welt beruht nicht auf Rezeption und nicht auf Loslösung von der Antike, sondern auf einer durchgängigen und zugleich bewußten Verwachsung mit ihr. Die europäische Welt besteht aus Antike und Moderne, aus der völlig alle Stufen von den Primitiven bis zur Überkultur und Selbstauflösung durchlaufenden alten Welt und aus der mit den romanisch-germanischen Völkern seit Karl dem Großen einsetzenden und gleichfalls ihre Stufen durchlaufenden neuen Welt. Aber dabei sind diese in Sinn und Entwicklungsgeschichte tief geschiedenen Welten derart ineinandergeschoben und in bewußter historischer Kontinuität derart ineinander verwachsen, daß die moderne Welt an jedem Punkte von antiker Kultur, Überlieferung, Rechts- und Staatsbildung, Sprache, Philosophie und Kunst trotz eines völlig neuen und eigenen Geistes aufs intimste erfüllt und bedingt ist. Erst das gibt der europäischen Welt ihre Tiefe, Fülle, Verwickeltheit und Bewegtheit, zugleich den Zug zum historischen Denken und zur historischen Selbstdurcharbeitung«.

Und zum Schluß ein Wort unseres Bundespräsidenten Professor Dr. Theodor Heuß, das er sprach bei der Einweihung der Robert-Mayer-Schule in Heilbronn am 16. September 1950: » . . . Weil wir jetzt in diesem neuen Zug der Oberschulen also das »Theodor-Heuß-Gymnasium« haben, dann soll aber auch in dem Namen zum Ausdruck kommen das Bekenntnis zum humanistischen Gymnasium. Das ist bei mir völlig frei von irgendeiner Abwertung anderer Typen. Manche mögen sagen: »Wozu denn humanistisches Gymnasium, was fange ich mit Latein, was fange ich mit Griechisch an?« . . . . . Ich bin ein Verteidiger des humanistischen Gymnasiums, auch wenn mir jeder nachweisen kann, daß Griechisch und Lateinisch kein Mensch heute mehr redet und meint, es wäre viel gescheiter, Englisch, Französisch, Russisch und Italienisch zu lernen: Nichts dagegen zu sagen. – Warum aber auch das Humanistische? Weil, wenn wir darauf verzichten, wir den geistigen Zusammenhang mit unserer eigenen Volks- und Geistesgeschichte verlieren. Weil das ganze geistige Werden nun doch mit davon bestimmt ist, auch im Gespräch mit den anderen Völkern. Es gibt drei Hügel, von denen das Abendland seinen Ausgang genommen hat: Golgatha, die Akropolis in Athen, das Capitol in Rom. Aus allen ist das Abendland geistig gewirkt, und man darf alle drei, man muß sie als Einheit sehen«.

Schmidt

SIEBEN JAHR, TRÜB UND KLAR

Sieben Jahre sind, solange man sich entwickelnd sie erlebt, eine ungeheuer lange Zeit. Kinder, die auf die wissenschaftliche Oberschule kommen, sollen in der Regel sieben Jahre dort bleiben, sieben Jahre machtvollster Lebensentfaltung. Welche Verwandlung geht inzwischen vor: vom zarten Kind zum jungen Mann. Welchen gewaltigen Vorstoß macht der junge Mensch in dieser Zeit in die Welt hinein. Für die quantitative Zeitmessung gilt die langweilige Gleichung: Jahr = Jahr. Für die qualitative Zeitmessung aber wiegt oft ein Jahr eine Mehrzahl von Jahren auf. Die Zeit zwischen dem zwölften und dem achtzehnten Lebensjahr ist eine besonders intensiv gespannte, eine entscheidungsvolle, eine besonders wertvolle Lebenszeit.

Der früher bei Schulentlassungen oft gehörte Spruch: „Ihr tretet nun ins Leben hinaus" — gibt zu gefährlichen Irrtümern Anlaß. Die Schüler wollen nicht nach der Schulzeit erst leben, die Schulzeit ist nicht nur Vorbereitung aufs Leben sie ist selbst Leben. Daß diese Strecke des Lebenslaufes nicht öde und leer bleibe, sondern besonders reich werde, das muß die Sorge der Schüler, der Eltern und Lehrer sein. Ein echter Jammer ist es, wie manche Schüler sich jahrelang in der Schule gefangen fühlen, von Mißgeschick verfolgt, verkannt, unglücklich. Das dürfte nicht sein. Man muß sich allerdings klarmachen, daß die Schulzeit wie alle Perioden echten Lebens nicht ständiges ungetrübtes Gleich sein kann. Das echte Leben bringt immer Forderungen, Schwierigkeiten,

Bedrängnisse, Gefahren mit sich und Gelegenheiten, seine Kräfte zu erproben und zu steigern. Deswegen kommen uns auf der Schule diejenigen Schüler immer etwas langweilig vor, die nur in stummer Verdrossenheit verharren, wenn sie mal eine unglücklichere Zeit durchleben. Zu einem Teil hat es jeder Schüler selbst in der Hand, ob ihm die kostbaren Lebensjahre, die er auf der wissenschaftlichen Oberschule verbringt, sinnlos und öde vorkommen oder nicht.

Überwiegend aber ist es in die Verantwortung der Lehrer und der Eltern gelegt, daß die Zeit und die Kräfte der Jungen nicht auf der Schule vergeudet werden.

Die Eltern müssen sich klar werden, was denn das Wesen der Schule und der Schulung sei, der sie ihre Kinder übergeben. Wenn falsche Vorstellungen darüber bestehen, dann haben die Kinder darunter zu leiden. Oft wird von der Schule etwas erwartet, was sie weder geben kann noch will. Oder die Schule bietet etwas an, das aufzunehmen weder Eltern noch Kinder willig sind. Wir stellen einige oft gehörte Eltern-Ansprüche zusammen, mit denen die Schule nicht ganz übereinstimmen kann.

„Mein Junge soll die wissenschaftliche Oberschule besuchen, um das Reifezeugnis zu erwerben und später die und die Berufsstellung einnehmen zu können."

So begreiflich das Interesse des Vaters ist, der so spricht, die Schule stimmt mit seinem Interesse keineswegs überein. Für diesen Vater ist das Reifezeugnis das Ziel, das durch siebenjährigen Dienst nicht zu mühsam errungen ist. Für die Schule ist das Reifezeugnis ein Nebenprodukt einer auf ein ganz anderes Ziel gerichteten Bestrebung. Der Schule kommt es darauf an, was der junge Mensch geworden ist, nicht darauf, was er zum Schluß besitzt. (Aber freilich, weil die Lehrer doch auch ein väterliches Herz haben, sind sie oft noch viel stärker als der Schüler selbst bemüht, diesem doch auch den ersten Schritt ins Berufsleben zu erleichtern.)

„Ich erwarte, daß die wissenschaftliche Oberschule meinem Jungen vieles beibringt, was ihm im späteren Leben nützen kann."

Dieser Erwartung begegnen wir Lehrer häufig. Sie ist ja auch sehr verständlich und gut gemeint. Aber die Aufgabe der Oberschule ist es nicht eigentlich, dieser Erwartung zu entsprechen. Wenn es sich darum handelt, vieles, was im späteren Leben nützlich für ihn ist, dem Schüler beizubringen, dann wäre die wissenschaftliche Oberschule falsch konstruiert. Stenographie und eine große Anzahl nicht beizubringender Techniken und Praktiken, auch dunkler Praktiken, sind im späteren Leben für den, der sie beherrscht, nützlicher als sphärische Trigonometrie, die Begegnung mit einem Evangelium, ungehemmte Mal-Lust, Verständnis der französischen Sprache, Vertrautsein mit der lateinischen Grammatik, Mitgesungenhaben in einer Bachkantate, Einblick in die Geschichte der Staatsverfassungen usw. Lehrer, die versuchen wollten, den Schülern den Nutzen nachzuweisen, den sie später hiervon haben sollen, hätten einen schweren Stand. Das Ziel, das die Schule im Auge hat, ist nicht der Nutzen des Gelernten für den Schüler, sondern der Nutzen, den der Schüler später auf Grund des Gelernten für die menschliche Gemeinschaft bringen kann. Der Geist der Schule, wenn man ihn einmal personifizieren darf, hat den einen Wunsch, daß die Herzen der Jugend aufgeschlossen werden für die Geschicke der ringenden, leidenden, hoffenden und feiernden Mitmenschheit, so weit der Blick in die Nähe und Ferne reicht, von der Nachbarschaft bis zu dem nur ahnungsweise erblickten Abendland und vielleicht noch eben darüber hinaus; daß das Verständnis dafür sich vertiefe, daß das Gewissen sich mit den Angelegenheiten der Menschen verbinde, daß das Denken klar und rüstig werde, diese Angelegenheit produktiv zu durchdenken. Daß das Denken zu Nutzen des Schülers nur eben logische Form gewinne, das ist nicht Anliegen des Geistes unserer Schule, denn er unterscheidet sich von dem Geiste gewisser Sophistenschulen des Altertums und der folgenden Zeiten.

Es gibt Schüler, wenngleich sie selten sind, die sich ihr Reifezeugnis erarbeiten und ersitzen, immer nur den persönlichen Nutzeffekt berechnend. Vor ihnen

verhüllt der Geist der Schule sein Haupt (er muß auch sonst manchmal sein Haupt verhüllen), und die Lehrer bleiben ihnen gegenüber kalt. Solche Schüler können hochintelligent sein und sind doch eisern beschränkt. „Armseliger Bursche", denkt man, „könntest du doch einmal für irgend etwas außer deinem eigenen Fortkommen ein wenig Enthusiasmus empfinden!" Sie sind selten, diese armseligen Geister, denn so sehr der Mensch von Natur egoistisch ist, so sehr ist er auch von Natur mitfühlend und mitdenkend und zur Bewunderung bereit. Mancher Schüler wird aber in Verwirrung gebracht und in der fröhlichen Entfaltung seiner Geistesgaben gehemmt, wenn er von wohlmeinenden, aber kurzsichtigen Verwandten häufig die Frage zu hören bekommt: „Welchen Nutzen soll denn nur dieses, was ihr da in der Schule lernt, für das spätere Leben haben?"

„Ich will, daß meinem Sohne in der Schule recht viel beigebracht wird."

Dieser Wunsch trifft mit dem Wunsch der Schule überein. Aber die Schule erwidert mit einem Gegenwunsch: daß der Schüler aus den Schätzen seines Innern recht viel heraufördere und beisteure. Zu den früheren zensurfähigen Leistungen „Betragen, Ordnung, Fleiß" noch Lust und Liebe, Lernbegier und Gestaltungsfreude und Verantwortungsbereitschaft. Denn alles, was wir „beibringen" können, ist gering im Vergleich zu dem, was wir durch das Beibringen eigentlich beibringen wollen: Die Fähigkeit, geordnet zu lernen, und die Lust, selbständig weiterzulernen. Wenn am Ende die Lust zu lernen, dem Schüler endgültig vergangen sein sollte (das ist viel seltener, als die Schelme von Abiturienten uns glauben machen wollen), dann ist alles Beibringen nur ein Draufpacken und der Schüler der Lastträger gewesen. Ein Lebensgewinn ist dabei nicht erzielt worden.

„Mein Sohn kann später meinen Betrieb übernehmen. Das wäre mir persönlich lieber, als wenn er würde studieren wollen. Abitur braucht er also für seinen späteren Beruf nicht. Aber solange ich rüstig bin, möchte ich dafür sorgen, daß er einen weiten Horizont bekommt, noch ohne ängstliche Rücksicht auf den Beruf seine Fähigkeiten ausbildet und rechtschaffen und klar denken lernt."

Der Wunsch dieses Vaters trifft genau mit der geistigen Einstellung der sogenannten wissenschaftlichen Oberschule zusammen. Hier wird sich eine sehr gute Zusammenarbeit zwischen Schule und Elternhaus ergeben. Hier wird es sich auch ereignen, daß der Schüler, wenn er die Haltung des Vaters teilt, Lust und Liebe aus dem Lehrer geradezu herauslockt. Und die sieben Jahre auf der wissenschaftlichen Oberschule mit ihren trüben und klaren Tagen können so zu einer wahrhaft reichen Lebensepoche werden. Doch noch ist ein Wort über die Lehrer zu sagen: sie haben die Schule nicht geschaffen. Diese ist trotz neuer Namen eine alte Institution, etwas schwerfällig, etwas eigensinnig und nicht immer absolut vernünftig. Die Lehrer müssen sich in die Schule schicken wie die Schüler auch. Wiederum sind sie in hohem Maße frei, den Geist der Schule zu interpretieren. Wie in jeder guten Institution kann auch in der Schule das Reglement in zwei entgegengesetzten Sinnrichtungen befolgt werden: In der Richtung auf das Lebendige hin und in der Richtung auf das Tote hin. Den Kampf zwischen dem Lebendigen und dem Toten hat der Lehrer täglich in sich auszutragen. Wann er dem Lebendigen, wann er dem Toten dient, das spürt der Schüler wohl im Tiefsten, aber beurteilen kann er es selten. Mancher Lehrer gibt sich z. B. für die undankbare Aufgabe her, sich durch unbequeme Forderungen unbeliebt zu machen. Dadurch kann er das Leben wesentlich fördern. Es kann aber auch sein, daß er das Leben hemmt dadurch, daß er den Schülern bloßen Starrsinn entgegensetzt. Diese so verschiedenen Verhaltensweisen können z. B. von Schülern urteilsmäßig selten unterschieden werden.

Schüler und Eltern aber, die die sieben Jahre mit energischem Willen zu fruchtbaren Jahren werden lassen wollen, dürfen darauf vertrauen, daß sie dem Leben dienende Lehrer finden werden. Denn sie tragen den guten Geist ja selbst mit in die Schule hinein. Wollten sich nur mehr Ungenügsame finden, die von der Schule viel fordern und mit viel tätigem Interesse an dem schulischen Leben und Streben teilnehmen. Flügge

FAMILIENNACHRICHTEN

Verstorben:

Im Oktober 1951 verstarb der langjährige Musiklehrer des Christianeums, Herr Oberschullehrer Otto Peters.

Am 7. Oktober 1951 der Studienrat i. R. Hans Wiese, Hannover, Constantinstraße 19, geb. 1878, Abgang vom Christianeum 1897.

Verheiratet:

Dr. Hans-Peter Franzenburg mit Edith-Hella Franzenburg, geb. Meyer, Altona, Friedensallee 52, Hamburg, Isebekstraße 22 am 10. November 1951.

Günter Rennecke, Abitur 1946, mit Vera Rennecke, geb. Rook, Groß Flottbek, Giesestraße im September 1951.

Verlobt:

Max Böttcher mit Gudrun Johannsen
Nienstedten, am 7. Oktober 1951.

Hans Tipke mit Karin Sölters
Hamburg-Altona, im Oktober 1951.

Karl Heinz Pless mit Carla Reiser
Hamburg-Berlin, im Oktober 1951.

Geboren:

Sohn Matthias geb. 27. Mai 1951
Dr. med. Uwe Kühl und Frau Edwina.

Tochter Maia Elisabeth am 16. Juni 1951,
Dr. Andreas Flitner, Abitur 1940, und Frau, geb. Christ,
Tübingen, Biesinger Straße 9.

Ihr Physicum bestanden:

Manfred Brachmann und Werner Langheim,
Abiturienten 1948.

VEREINIGUNG EHEMALIGER CHRISTIANEER

Der Kassenwart Carl Liesegang, Hamburg-Rissen, Wespenstieg 1, bittet um recht pünktliche Zahlung des Jahres-Mitglieds-Beitrages (3,— DM) für das Jahr 1952 unter Angabe der Mitgliedsnummer. Das Geschäftsjahr der VeC entspricht dem Kalenderjahre. Leider stehen für das abgelaufene Jahr noch immer sehr viele Beiträge aus, um deren Zahlung dringend gebeten wird, da die VeC sonst nicht in der Lage ist, den säumigen Mitgliedern das Mitteilungsblatt weiterhin zusenden zu können.

Alle Zahlungen erbeten an: Postscheckkonto Hamburg 107 80 oder Hamburger Sparkasse von 1827, Kontonummer 65 e/982 729.

VEREIN DER FREUNDE DES CHRISTIANEUMS ZU HAMBURG-ALTONA E. V.

Die mit ihren Beiträgen rückständigen Mitglieder bitte ich, bald eine der Einzahlmöglichkeiten zu benutzen:

1. Postscheckkonto Hamburg 402 80,
2. Neue Sparkasse von 1864 in Hamburg Nr. 42/212,
3. Hausmeister des Christianeums (nur bei Barzahlung).
   (Konteninhaber: „Verein der Freunde des Christianeums".)

Vor kurzem hat der „Verein der Freunde des Christianeums" an das Christianeum 2545,— DM zur Beschaffung von Vorhängen in der Aula gezahlt. Davon sind 2045,— DM das Ergebnis des Winterfestes am 3. November 1951; erhebliche Spenden der Herren Dir. Phil. Reemtsma, Sempell und Fahning, Dr. Raabe, Dir. Kempf, sowie der Firmen Margarine-Union, Sternwollspinnerei, Conz, Essigkühne-Zentrale und Elbschloßbrauerei haben beigetragen, dieses gute Ergebnis zu erzielen.

Dr. Nissen, Hamburg-Altona, Lisztstraße 45, II.

Fernspr. 42 91 24